



Agnes Miegel

Herausgegeben von der Landsmannschaft Ostpreußen, Abteilung Kultur 1978.

Agnes Miegel

Dieser Arbeitsbrief wurde herausgegeben von der Landsmannschaft Ostpreußen, Abteilung Kultur, aus Anlaß des 100. Geburtstags von Agnes Miegel am 9. März 1979. Die große Bedeutung der Dichterin mit ihren Balladen, Gedichten und ihrer Prosa weit über ihre Heimat Ostpreußen und Deutschland hinaus soll allen Verehrern und vor allem der jungen Generation nahegebracht werden.

„In meinen späten Tagen
will ich in tiefer Nacht
so oft mich bange fragen:
Von allem, was ich hier gedacht,
von Wollen und von Schreiben,
was wird von mir wohl bleiben,
geh ich für immer fort?

Ob auf dem dunklen Wege,
der zu den Meinen führen wird,
verstummendes Herz es spüren wird
– wie Erde, lang von Frost verdorrt,
spürt warmen Frühlingsregen, – –
wenn hier ein Vers von mir, ein Wort
lebendiges Herze rühren wird?

(Agnes Miegel „Gedichte aus dem Nachlaß“)

Dank der freundlichen Genehmigung des Eugen Diederichs Verlages, Düsseldorf – Köln, bei dem das Gesamtwerk von Agnes Miegel erschienen ist, enthält dieser Arbeitsbrief eine reichhaltige Auswahl aus dem Schaffen der Dichterin.

Titelbild: Zeichnung von Prof. Heinrich Wolff, Königsberg 1915

Verantwortlich für den Text: Elisabeth Römer, Anni Piorreck.

Gesamtherstellung: Druckerei und Verlag Gerhard Rautenberg, Glückstadt.

Lieber Leser,

am 9. März nächsten Jahres wäre Agnes Miegel, unsere „Mutter Ostpreußen“, hundert Jahre alt geworden!

Sollte dies nicht Anlaß sein zum Feiern, zum Zusammenkommen, zu dankbarem Gedenken! Anlaß genug auch zu dem Versuch, ihr nahe zu sein, einen Teil ihres Werkes noch einmal vor uns erstehen zu lassen, ihre Briefe hervorzuholen, ihre Verse vorzulesen, ihre Stimme auf Schallplatten oder Tonbändern zu hören, Bilder von ihr immer von neuem anzuschauen? Anlaß genug auch, um auf diese Weise ein wenig unsere Dankbarkeit zu beweisen für alles, was uns durch ihre Dichtung und ihre Wesensart geschenkt wurde?

Es ist wohl mehr, als Worte darüber aussagen können. Was wissen wir denn schon davon, wieviel Macht ihre Gedichte noch immer über uns haben, wie sehr sie uns prägen, als wir sie in der Schule einmal gelernt haben, wie viele Erinnerungen ihre Verse aufleben lassen, wie sehr sie unsere Trauer bewußt machen, wenn wir an Ostpreußen denken, und wie sehr ihre Dichtung Verlorenes plötzlich unverlierbar machen kann. Was wissen wir schon davon! Das alles gehört in einen Bereich, der nicht meßbar ist und in keine Statistik zu bringen! Dies sollte gerade deshalb Anlaß genug sein, ihren hundertsten Geburtstag festlich zu begehen, als ob Agnes Miegel noch unter uns weilte.

Aber nicht nur als Hilfe für die Geburtstagsvorbereitungen ist dieser Arbeitsbrief gedacht. Er will das Leben Agnes Miegels – gestützt auf viele Fotos – noch einmal vorüberziehen lassen und will – soweit dies auf so begrenztem Raum möglich ist – die Entstehung ihrer Werke aufzeigen. Diese kleine Schrift soll gerade auch den Jüngeren gehören, die unser Land kaum mehr gekannt haben können und für die der Name Agnes Miegel schon zu einer fernen alten Legende gehört.

Und darüber hinaus wendet sie sich auch an alle, die nicht zum Kreis der Ostpreußen gehören, die aber einmal von den Versen Agnes Miegels verzaubert waren, an alle, denen Dichtung mehr und anderes bedeutet als die tägliche Bildschirmunterhaltung, die den Namen Agnes Miegel einordnen können in das Schrifttum der letzten sieben Jahre und die nun zu ihrem hundertsten Geburtstag etwas mehr von ihr wissen möchten.

Denn es kann nicht oft genug gesagt werden: Agnes Miegel war keine Heimatdichterin im althergebrachten Sinn! So fest sie auch im ostpreußischen Heimatboden verwurzelt war, gehört ihr Werk in die große Literatur ihrer Zeit, die sie mitbestimmt hat und aus der sie nicht wegzudenken ist.

Zu sagen bliebe noch, daß in unsern Zusammenstellungen zwei bisher ganz unbekannte Texte Agnes Miegels aufgenommen wurden, die auch ein wenig Neues über ihr Leben aussagen können (z. B. über erste Schulerlebnisse und die Flucht mit dem Schiff über die Ostsee) und die auch Literarhistoriker interessieren dürften.

Allen, die sich bei der Vorbereitung einer Geburtstagsfeier am 9. März 1979 auf diesen Arbeitsbrief stützen wollen, sei gutes Gelingen gewünscht und auch allen andern beim Lesen tiefere Einsicht in Leben und Werk einer Frau, die eine große Dichterin gewesen ist.

Elisabeth Römer
Anni Piorreck

„Es kostet viel, ein Dichter zu sein, man muß es schwer bezahlen.“ Das sagte der Dichter Fritz Usinger in seiner Tischrede zu Agnes Miegel, als in einem kleinen Kreis in Bad Nauheim ihr 76. Geburtstag gefeiert wurde. Wir wissen, wie schwer Agnes Miegel es hat bezahlen müssen, eine Dichterin zu sein. Ihr eigenes Leben verlief, wie es ihrer Art entsprach, schlicht und unauffällig, bis der Sturm über ihr Land hereinbrach. Unter den ostpreußischen Dichtern ist sie eine der wenigen, die diese Passion bis zum Ende mit den Ihren getragen hat. Als Letzte einer langen Reihe von Vorfahren fühlte sie sich diesen verpflichtet, noch ehe sie wußte, daß sie auch als Letzte von der verlorenen Heimat aussagen sollte. Durch ihre Dichtung hat sie das Land Ostpreußen zu einer Heimat des Herzens gemacht auch für alle, die nicht dorthin stammen.

Ihr Wesen sei schwer zu fassen, bekannte sie selbst. Die Harmonie und Gelassenheit, die wir an ihr kannten und liebten, war schwer erkämpft. Sie mußte Widersprüche aus so verschiedenem Ahnenerbe in sich zum Ausgleich bringen, aber sie hatte die herrliche Gabe mitbekommen, sich freuen zu können. Bei Regen sei sie vergnügt und schaffensfreudig. Sie hasse alles Gejammer und habe es von früh auf gelernt, sich mit Tatsachen abzufinden. Sie hatte einen schnellen, treffenden Witz und ein befreiendes Lachen; ihre weiche Stimme mit dem herrlich breiten, singenden Tonfall fing einen ein wie die Ausstrahlung, die von ihr ausging. Uns ist nie ein Mensch begegnet mit einem so weit gespannten Interessenkreis, einem solchen Heißhunger auf geistige Anregungen und einem so umfassenden Wissen, aber auch nie ein Mensch, der so aufgeschlossen, gütig und hilfsbereit für andere war.

„Es muß schon etwas Besonderes da sein“ – so schloß Fritz Usinger damals seine Rede –, „wenn Liebe und Verehrung so stark zum Echo eines dichterischen Werkes gehören.“

Für Agnes Miegel bedeutete solche Nähe zu den Menschen mehr als alle Ehrungen, die ihr zuteil wurden. Sie erhielt 1916 den Kleistpreis und wurde 1924 an Immanuel Kants 200. Geburtstag zum Ehrendoktor der Königsberger Albertus-Universität ernannt; zu ihrem 50. Geburtstag setzten die ostpreußische Landschaft und ihre Vaterstadt ihr 1929 einen Ehrensold und freies Wohnrecht auf Lebenszeit aus, 1933 erhielt sie die Wartburgrose und 1936 den Herderpreis der Johann-Wolfgang-Goethe-Stiftung, 1939 den Ehrenbürgerbrief der Stadt Königsberg und 1940 den Goethe-Preis der Stadt Frankfurt am Main.

Zu den Ehrungen, die man Agnes Miegel erwies, nachdem sie in Niedersachsen eine zweite Heimat gefunden hatte, gehören der Westfälische Kulturpreis, die Ehrenplakette des Ostdeutschen Kulturrates, der Preußenschild der Landsmannschaft Ostpreußen und der Literaturpreis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, die Stiftung der Agnes-Miegel-Plakette des Tatenhausener Kreises in Warendorf sowie der Kulturpreis der Landsmannschaft Westpreußen. Im Jahre 1954 wurde Agnes Miegel Ehrenbürgerin der Gemeinde Bad Nenndorf.

Mit einer Bilderreihe können wir den langen Weg begleiten, den Agnes Miegel gegangen ist aus der Geborgenheit des Elternhauses und der Stadt, die sie als Kind an der Hand des Vaters durchwanderte, bis zu ihrer letzten Heimstatt in Bad Nenndorf in dem Haus, das die Agnes-Miegel-Gesellschaft in eine Gedenkstätte umgewandelt hat, und bis zu dem weißen „Dünenstein“ auf dem Bergfriedhof dort. Diese Aufnahmen aus acht Jahrzehnten machen uns bewußt, wie geradlinig dieser Mensch seinen Weg gegangen ist; sie zeigen alle den gleichen Ernst, der selten durch ein Lächeln verdrängt wird. Immer teilt sich uns etwas vom innersten Wesen dieser Dichterin mit. Wir verstehen, was Bernt von Heiseler in seiner Festrede zum 85. Geburtstag sagte: „Sie ist ein Mensch ohne jede Möglichkeit zur Pose und außerstande, die Unmittelbarkeit ihres Gefühls zu verleugnen.“

Die Reihe hat Lücken, vor allem in der frühen Zeit. Aber farbiger und eindringlicher als alle Bilder, die wir zeigen können, liegt die Kindheit von Agnes Miegel vor uns in dem, was sie selbst davon erzählt. Es steht in dem Band „Aus der Heimat“ der Gesammelten Werke (Verlag Diederichs) und in den schmalen Bändchen „Unter hellem Himmel“ und „Die Meinen“, in Briefen und persönlichen Aufzeichnungen. Vieles berichtet die Biographin der Dichterin in ihrem Buch „Agnes Miegel – ihr Leben und ihre Dichtung“ (Diederichs Verlag 1967).

Die früheste Aufnahme ist die im „Wiener Kleidchen“. Wie lange mußte man damals stillhalten für ein solches Bild! Umgeben von Spielzeug sitzt die kleine Agnes geduldig da, das Köpfchen mit gescheiteltem Haar ein wenig geneigt, und blickt uns trotz der etwas gezwungenen Haltung – die Hände mußten so liegen bleiben, wie der Fotograf es angeordnet hatte – lieb und zärtlich an. Unter dem gefälteten weißen Rock gucken lange Spitzenhöschen hervor, und man meint fast zu hören, was das Kind gesagt hat, als ihr Lina die schwarzen Lackstiefel zuknöpfte.



Die dreieinhalbjährige kleine Agnes



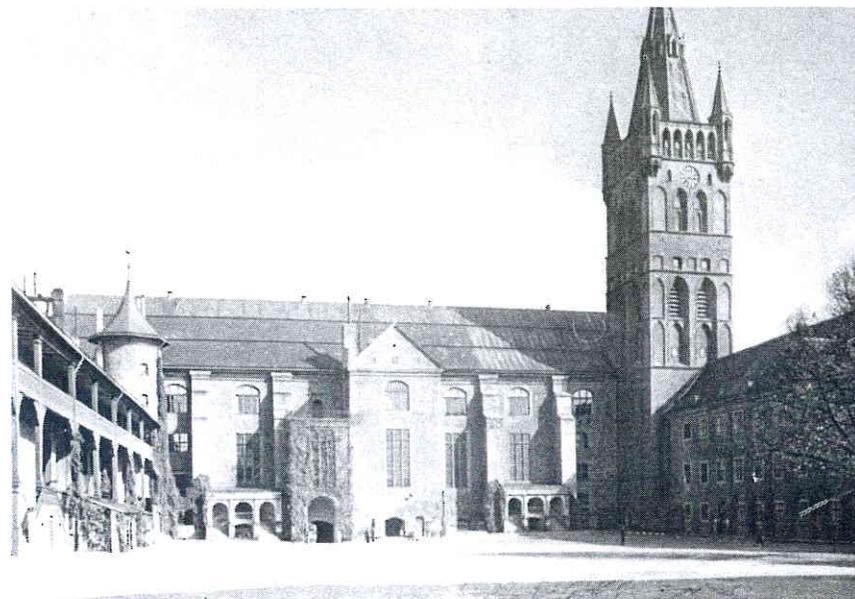
Agnes Miegel, fünf Jahre alt, 1884

Angezogen wie eine kleine Erwachsene steht die Fünfjährige auf einem Fußkissen, damit sie sich auf die Tischplatte stützen kann. Wieviel Staffage gehörte zu einer solchen Aufnahme: der Tisch mit den gedrehten Beinen, der Vogelkäfig mit Attrappe, dahinter die Portiere und die Quaste. Wer genau hinsieht, findet schon in diesem ernstern, ruhigen und fragenden Kindergesicht die Züge, die uns so unmittelbar auf den späteren Bildern ansprechen.



Königsberger Schloß

Agnes Miegel wurde am 9. März 1879 in Königsberg geboren, nahe dem Rathaus, näher noch dem Ordensdom, auf dem Kneiphof, dem ältesten Teil der Stadt. Ihre Vorfahren – so schreibt sie selbst – waren Kaufleute und Beamte aus Preußen, aus der Mark, aus dem Elsaß und vom Rhein. Wie ein „Ahnenerbe“ trug sie in sich die Erinnerung an diese Landschaften. Die Mutter kam aus einer Gutsbesitzerfamilie Salzburger Abstammung, es waren Glaubensflüchtlinge, die im Memelland ansässig wurden.



Königsberg, Schloßkirche und Schloßhof

„Meine Kinderzeit war reich und schön durch diese Stadt, die mein bestes, unerschöpflichstes Bilderbuch war“, schreibt Agnes Miegel. „Ich wuchs in einem großen Kreis von Verwandten und Freunden auf. Fremden, Nicht-Versippten, begegnete ich zuerst, als ich mit dem zwölften Geburtstag auf eine richtige Schule kam – aber auch da fand sich immer noch Gemeinsames, denn bis auf meine nächste Schulkameradin, die mit mir den gleichen Geburtstag hatte, waren wir alle aus Königsberg oder naheher vom Land.“ (Aus: „Unter hellem Himmel“)



Königsberg, Dominsel

Die Dominsel und im Vordergrund die alte Universität, an der Kant lehrte, waren Agnes Miegel von Kindheit an vertraut. Sie schreibt:

„Das Elternhaus bewahrte das Preußisch-Schlichte einer jenseits der Weichsel schon versinkenden Welt noch lange bis in das neue Jahrhundert hinein. Es wäre eine sehr nüchterne Welt gewesen, wenn nicht eine selbstverständliche, tiefe, weil schwer erworbene Allgemeinbildung, eine ebenso tiefe, aber ganz unbetonte Gläubigkeit, die allen Ostpreußen eigene Liebe zur Musik und lebendig gebliebener Volksbrauch sie reich und farbig gemacht hätten. Dies und die beiden Eltern und den meisten Verwandten verliehene Gabe, alles Schöne und Frohe mit heiterstem Sinn zu genießen und dankbar im Herzen zu bewahren, machte ihr und mein Leben trotz vielem sehr Schweren, das sie als Schicksalsprüfung hinnahmen – zu einem glücklichen, an das ich heute noch ohne alle Gefühlsseligkeit mit Dank und Liebe denke und das immer wieder vor mir liegt, wie einst vor dem kleinen Kind die bunte, menschenquirlende, wasserdurchfunkelte Stadt.“



Königsberg, am Blauen Turm und Dom

„Nichts kannte ich als diese Heimat durch viele Jahre. Stadt war für das Kind immer nur diese Stadt, deren Dom es in den ersten Erden Schlaf gesungen hat, war vertrautes buntes Markttreiben zwischen Pregelbollwerk und schirmender Breite des mächtigen Schlosses, von dessen rotem Wächterurm der Choral herübergrüßte über Straßenlärm und Brückenklirren zu dem schwingenbrausenden Engel auf dem schlanken Turm im Süden, zu dem über Wälle und Friedhöfe die Militärsignale schmetterten.“

Land war immer nur sanfter Hügelhang unterm Dorfkirchhof einer alten Ordenskirche, waren die grünen, herdebunten Wiesenweiten Natangens um silberne Stromwindung, war meilenweit wogende, blasse Roggenflut, sanft brandend an dunklen Waldrand auf jenseitigem Hügelufer. Küste war immer nur brandungsumtobter Samlandstrand, war dunstendes Tanggewirr, brausend verschüttet auf naßdunklem, steinbuntem Sand, wo man mit ungeduldig braunen Händen kleine Bernsteinstückchen aus Algen und Tang klaubte, tiefer und tiefer einsinkend in mahelnden Sand, in strudelnde Feuchte, übersprüht von salzigem Nebel, windzerzaust wie Strandgras.“ (Aus: „Gespräch mit den Ahnen“)

Sie sei kein „Spielkind“ gewesen, schreibt Agnes Miegel in den „Geschichten aus der Heimat“. Sie hockte verdrossen vor den bunten Klötzchen und der Puppenstube, deren Weiberchen auf alles Bitten nicht lebendig werden wollten. Aber der alten Lina in der Küche zu helfen in einer richtig langen Küchenschürze, war unterhaltsamer als alles Spiel. Später erzählt sie vom traurigsten Erlebnis ihrer Kinderzeit: das war, als die Mutter schwer krank wurde und sie erfuhr, daß das ersehnte Brüderchen nun nie kommen würde.

Wie Agnes Miegel als Schulkind ausgesehen hat, verraten uns keine Bilder, aber ein gutes Geschick brachte vor kurzem einen kleinen Bericht über den Anfang ihres Schulens zutage in einem Brief, den Agnes Miegel 1927 an ihr Patenkind Mathilde Cornils zur Konfirmation schrieb. Darin heißt es:

„Es war so Anfang der 90er Jahre, daß meine Eltern mich in eine richtige Schule gaben. Bis dahin war ich in einem „Zirkel“ mit ein paar anderen Kaufmannskindern aus der Vorstadt (dem Handelsviertel südlich des Pregels) unterrichtet. Ich kam in die weit abgelegene, aber als sehr gut bekannte Kraus'sche Schule, deren Leiterin als junge Lehrkraft meine Mutter unterrichtet hatte. Wie das so geht, bestand ich die Prüfung für die 2. Klasse ganz leidlich, leider, kann ich fast sagen, denn weder dem Alter nach noch dem Wissen, am wenigsten aber dem Wesen nach, eignete ich mich für diese Klasse, deren Mädchen mir alle „groß“ vorkamen, und mich, an die paar durch gemeinsame Kindheit, Jugend und Herkommen vertraute Kameraden gewöhnte, schon durch ihre Zahl erschreckten. Es waren einige vierzig, und wir hausten in einem mäßig großen Zimmer, das nach einem alten, verwahrlosten Garten und dem trübseligen Schulhof ging. Aber es waren da noch viele Gärten und Höfe, und so hatten wir in dem mühsam zur Schule umgewandelten Mietshaus ganz frische Luft, und eine musterhafte, altpreußische Sauberkeit und Ordnung machte die für heutige Zeit kaum ausdenkbaren Raum- und Wohnnöte erträglich. Wir waren über 800 Schülerinnen von Schule, Seminar und Übungsschule, die sich da allmorgendlich paarweise unter der Führung der Lehrerinnen trappelnd über die engen Treppen zur Aula wälzten und eingepreßt in diesen „Saal“ (so hieß hier früher immer die drei- bis vierfenstrige gute Stube der Bürgerwohnung) die Andacht mehr oder minder andächtig über uns ergehen lassen.“

„Ich bin ein Spätentwickler“, schrieb sie später, „langsam wie beim Essen und Gehen war ich auch im Reden. Eine lange Weile dauerte es, bis ich mit einem Satz im Innern fertig war; jedes neue Wort war noch dem Schulkind ein Hindernis.“

Wie gut, sagen wir heute, daß dieses Kind sich so ernsthaft den Zugang zur Sprache suchte, daß es sich jedes Wort zu eigen machte, statt es mühelos nachahmend zu gebrauchen.

„Wenn es jemand an der Wiege nicht vorgesungen wurde, daß er unter die Dichter gehen würde, dann war ich es“,

beginnt Agnes Miegels Erinnerung „Das Lied des Nöck“. Sie habe ausgesehen wie ein in die Stadt verschlagenes richtiges Landkind und sei es auch in all ihren Neigungen gewesen. Alles in der Welt fand sie wichtiger als den Weg zur Bücherweisheit. Erst in dem Gespräch der Vierzehnjährigen mit der blinden Vaterschwester klingt ein solches Verlangen, das sie später nie losgelassen hat, leise an („Kleines Gespräch“ in dem Band „Aus der Heimat“). Zunächst wollte Agnes Verkäuferin werden bei Rosenfeld auf dem Altstädter Markt, denn dieser Laden hatte es ihr angetan. Dort im blaubunten Waschkleid mit der feuchten geriefelten Holzklatzche die fette Faßbutter aufs Pergamentpapier zu schlagen, sie abzuwiegen, dann das Papier so fein zu falten, daß die Firma kornblumenblau auf goldgelb prangte – das erschien ihr als das einzig erstrebenswerte Lebensziel.

Aber dann warf ein Erlebnis sie ganz aus der Bahn: Für eine ungeahnt gute Zensur durfte sie mit ins Börsenkonzert gehen, das war „eine beinahe schon erwachsene Belohnung“, eine Welt ganz außerhalb des Gewohnten. Und es war Raimund zur Mühlen, der da sang, und „kerzengerade vor Angst, andächtig und mit gefalteten Händen über dem knisternden Blatt mit der Vortragsfolge“, hörte sie es:

„In den Talen der Provence
Ist der Minnesang entsprossen:
Kind des Frühlings und der Minne,
Holder, inniger Genossen, –“

„Da versank auf einmal alles, was mir bis dahin wert und wichtig gewesen war: mein Zuhause, das Gärtchen mit meinem Beet, die abendliche Küche, Linas Lied von der schönen Gärtnersfrau. Es versank für immer der blitzblanke Laden am Markt mit den Butterfässern. Unirdisch klar, unirdisch lieblich mit einer Süße, die nicht mehr von dieser Welt war, mit einer Kühle, die wie der Tod frieren ließ, sang die Stimme durch den stillen Saal. Aus Tiefen, von denen ich nichts gewußt, stieg es bei dem Lied von Schumann wie ein dunkler Strom und kam und überflutete alles um mich her und schwemmte den Alltag weg und löschte das satte und vergnügliche Behagen meines Kinderlebens aus wie ein Lichtchen und wirbelte mich davon.“

Wohin? Ja, hier war kein Ziel zu sehen. Aber ich fühlte und wußte: die Stimme rief, und ich mußte ihr folgen. Alles war fort, und nur sie blieb und würde immer da sein.“



In der Pension Koch in Weimar, 1894/95

Auf die Schulzeit in Königsberg 1894/95 folgten sehr glückliche Jahre in der Pension Koch in Weimar. Das Neue erfüllte die Fünfzehnjährige mit einer bis dahin unbekanntenen Begeisterung und regte sie zu ersten Versen an. Dies ist eine Aufnahme aus der Weimarer Zeit. Agnes hatte wie alle ihre Vorfahren volles, langes Haar, das erst spät nach einer Grippe abgeschnitten werden mußte. Der Ausdruck dieses jungen Gesichts mit der hohen Stirn und dem schönen Profil, ernst und gesammelt, verrät, wie sehr sie schon in diesen entscheidenden Jahren ihrer Entwicklung dem Ruf jener Stimme gefolgt ist. In einem Beitrag, den Agnes Miegel später für eine Jugendzeitschrift hier schrieb, schildert sie sich selbst als Pensionsmädchen „in knöchellangem, dunkelblauem Wollmusselinkleid, gesund und lernbegierig und begeistert“.



Königsberg, mit Mohrchen

Anders dieses Bild mit „Mohrchen“, den Agnes als Kind zu Weihnachten bekam, weil sie sich „etwas Lebendiges“ gewünscht hatte. Der kleine, hier schon ergraute, heißgeliebte „struppige, lärmende Affenpinscherbastard“ blieb 15 Jahre lang ein treuer Freund der Familie. In dem Band „Aus der Heimat“ hat Agnes ihm ein Albumblatt gewidmet.

Mohrchen

Es war nur ein kleiner Hund und für Fremde ein struppiger, lärmender Affenpinscherbastard. Für uns zu Hause aber war er fünfzehn Jahre lang unser treuer Freund und für mich mein bestes Weihnachtsgeschenk, das ich je erhalten habe.

Ich war noch sehr klein, aber eines Tages, als ich vor meinen Spielsachen saß, kam ich hinter die Erkenntnis, daß alles eitel ist. Papierpuppen und Puppenstube freuten mich nicht, und auch meine Geburtstagspuppe Anna liebte ich nicht mehr, seitdem es sich erwiesen hatte, daß ihr Bauch unter der Pracht des himmelblauen Staatskleides nur Sägemehl barg. So saß ich denn und bockte still und andauernd, bis Minna, meine alte Amme, es versuchte, mich abzulenken, und mir vom Weihnachtsmann erzählte. „Denk mal nach, was er dir bringen soll!“ riet sie mir. Und ich sagte sofort: „Was Lebend'ges.“ Es dauerte nicht sehr lange bis zum Fest, und ich war mit mir einig, daß der Weihnachtsmann mir meinen Wunsch nicht erfüllen könnte; denn ich hatte schon meine Erfahrungen mit ihm und dem Geburtstagsengel gemacht: alles Artigsein und alle heißen Wünsche hatten mir kein Brüderchen gebracht. Minna tat zwar sehr geheimnisvoll, und Anna war verschwunden, nachdem sie welk und dünn geworden und ihre Flachslocken durch zu viel Kämmen ausgegangen – aber das erregte und freute mich nicht weiter, beides gehörte sozusagen zum Fest, gerade wie das mir höchst widerwärtige Gedichtlernen. Ich begriff nicht, wozu mich Minna damit plagte, und begriff erst recht nicht, warum ich es den Eltern nicht gleich, als ich es konnte, aufsagen durfte, sondern damit warten sollte, bis ich mir damit die Freude am brennenden Baum verdarb. Aber Große hatten sonderbare Ansichten, die ich längst ergeben hinnahm; da ich aber der Meinung war, daß man sich diesen Ansichten nicht ganz unterwerfen mußte, so preßte ich Minna und Tante Lusche, die mich dabei „überhörten“, das Versprechen auf ein Paar warme Würstchen am Heiligen Abend ab. Außerdem fuhr ich recht oft in den rosenduftenden Zuckerguß, den Tante Lusche rührte und der auf die Pfefferkuchen kam. „Wenn du artig bist, bringt der Weihnachtsmann aber was besonders Hübsches“, sagte Tante Lusche und tat, als bemerkte sie mein Schlecken nicht. „Rate, wie es aussieht!“ Ich riet rund, groß, dick, lang, bunt – aber alles war nicht richtig. Endlich kam ich dahinter, daß es „schwarz“ war. Noch abends im Bett mußte ich daran denken, als ich meine Milch trank. Was konnte nur schwarz sein? Ich fing an, Angst zu bekommen, daß Anna eine schwarze Perücke erhielt. Sie hatte himmelblaue Augen und mußte blonde Locken haben!

Am Tage vor dem Heiligen Abend wurde ich wie jedesmal zu den Tanten ins Stift gebracht, um dort bis zur Bescherung zu bleiben. Das war schon für sich ein Fest; der lange Weg zwischen den hohen Schneewällen zur Seite des Bürgersteiges kam mir stundenweit vor, und das alte Stift neben der Kirche war für mich eine wohlbekannte, aber immer gleich wunderbare fremde Welt. Ich wurde mit Bratäpfeln und Zuckerkringeln bewirtet, bekam zum Abendbrot Buchweizengrütze statt Milch, und mein Bett war wie allemal mitten in dem himmelblau gestrichenen Wohnzimmer zwischen den alten Möbeln in der größten Schublade von Tante Uschens Kommode gemacht. In diesem Jahr war es schon ein bißchen eng und unbequem, auch wenn ich mich ganz zusammenrollte. Aber es war trotzdem schön, dadrin so wie im Nest zu liegen und draußen

hinter den dicken Läden den Schneesturm sausen zu hören und hin und her die heisere Uhr vom Kirchturm oder die Schritte der Vorübergehenden.

Dann kam der Heilige Abend, ein Tag voll quirlender Unruhe und Erwartung für mich, die mich nicht zum rechten Genuß der eigens für mich auf dem Dreifuß gebackenen Apfelflinsen kommen ließen. Zudem mußte ich nochmal das Gedicht aufsagen, das mir schon so über war, daß ich mich dabei versprach. Zum Trost holte Tante Lusche lila Wolle, und wir spielten „Abheben“, und Tante Lusche gab mir den Milchtopf mit dem blaugelben Würfelmuster. Aber ich war doch erst zufrieden, als die Turmuhr fünf schlug und wir losgingen. Ich war so verpackt, daß ich kaum weiterkam. Während Tante Usche die vielen Schlösser zuschloß, reckte ich den Hals und guckte nach oben. Über dem mächtigen schwarzen Kirchendach und dem hohen schlanken Turm mit den geschweiften Giebelchen funkelten und glitzerten unzählige Sterne am dunkelblauen Nachthimmel. Über der schwarzen spitzenfeinen Krone der kahlen Pappel schimmerte ein sprühender weißer Schein. „Das ist die Milchstraße“, sagte Tante Usche. Und dann nahmen sie mich beide an die Hand, und wir trabten los. Der Schnee sang pfeifend wie Seesand, die Luft kam uns so eisig entgegen, daß es mir den Atem versetzte. Oft blieben die Tanten stehen, hielten mir ihre Muffen vors Gesicht und ließen mich ein bißchen Luft schöpfen in der Wärme. Dann guckte ich über das kribbelnde Pelzwerk nach den hellen Fenstern. Hier und da brannte schon ein Baum.

Ganz dicht vor dem Dom hörten wir die Stadtmusik, aber wir begegneten ihr nicht. Ganz leise kam es näher, schwoll an und ging weiter, feierlich und schön. Ich seufzte pustend in Luschens Muff, den sie mir fürsorglich vor meinen vor Freude weit aufgerissenen Mund hielt. Mir wurde benommen und ein bißchen übel bei dem Choral, als ob ich schon vom bunten Teller gegessen hätte.

Zu Hause wurde ich schnell aus meinen Hüllen gewickelt. Minna war aufgeregt. „Er ist noch nicht da“, sagte sie immer wieder. Ich dachte, sie meinte den Weihnachtsmann, und wartete geduldig in dem halbdunklen Zimmer neben meiner leeren Puppenwiege. Endlich ging die Klingel – fast im selben Augenblick, wie die Türklingel draußen gezogen wurde; und dann durfte ich, zappelnd vor Ungeduld, in das Vorderzimmer.

Es war hell und festlich. Vor dem Spiegel stand der brennende Weihnachtsbaum, viel, viel schöner als alle anderen Weihnachtsbäume, mit der alten silbernen Spitze und dem glitzernden Engel, mit dem kleinen Pappestorch, der sich immer drehte, und dem rotbackigen Wickelkind. Neben dem Tisch, auf dem Anna saß – rund und in einem schwarzseidenen Mäntelchen und mit richtigen blonden Zöpfen –, standen die Eltern, der Vater noch mit dem brennenden Wachsstock in der Hand, die Mutter übermüdet und gerührt mit gefalteten Händen, und warteten auf das Gedicht.

Ich war gar nicht in der Stimmung, es aufzusagen; ich brannte darauf, um den Baum zu hopsen, mich davor zu wälzen, bis die weiße, gute, gestickte Schürze grau war, Annas Zöpfe aufzuflechten, – aber ich sah im Spiegel hinter dem Widerschein des strahlenden Baumes Minnas Hand, die einen Teller hielt, und auf dem Teller lag ein Paar

Würstchen. Das führte mich auf den Weg der Pflicht. Tante Lusche sagte außerdem schon ganz leise hinter mir die erste Zeile:

Die schönste Zeit, die liebste Zeit,
sagt's allen Leuten weit und breit,
damit sich jeder freuen mag . . .

Weiter kam ich nicht. Minna kreischte und sprang zur Seite, Tante Usche schrie auch und schlug mit der Hand auf ihren braunen Taftrock, Tante Lusche sagte: „Nun sieh einer!“ und Vaters Wachsstock erlosch, nachdem er den Teppich gründlich betropft hatte. Etwas Schwarzes, Ruschliges und sehr Winziges zappelte sich aus den braunen Taftrüschchen, in denen es sich im Hereinjagen verfangen hatte, prustete vor Aufregung, überkugelte sich, starrte entsetzt den Weihnachtsbaum an, heulte ein bißchen, wütete sich und kläffte uns mit heisrem Hundestimmchen an.

Alle anderen waren ärgerlich und erschrocken. Ich allein war gleich entzückt. Das Lebendige! In meinen Augen war dies sofort der schönste Hund. Die Mutter fing an zu lachen, „Aber Mohrchen!“ sagte sie und versuchte, ihn zu greifen. Mohrchen machte sich bocksteif und zog sich in den Weihnachtsbaum zurück. Die Nadeln piekten ihn, und er kam beleidigt wieder ein bißchen vor. Ich stürzte auf ihn zu, packte ihn, wickelte ihn in die Schürze und schleppte ihn ab. Er zappelte verzweifelt und gnappte; aber ich war zu eifrig, ich stopfte ihn sofort in die birke Puppenwiege, deren Bettchen alle frisch bezogen waren. Mohrchen lag vor Angst und Schrecken einen Augenblick ganz still; ich konnte sein kleines Hundegesicht sehen, es hatte etwas Menschliches und Weises mit großen, klugen, gelbbraunen Augen und einem weißen Bart um die schwarze Nase. Ich dachte, es würde ihm gut tun, auf all die Aufregung ein bißchen zu schlafen, und begann ihn zu wiegen – da faßte ihn das Entsetzen, er sprang heraus, daß die Puppenbetten nach allen Seiten flogen, sah sich verstört nach einem Zufluchtsort um und sprang dann in den Schirmständer an der Flurtür.

Wir standen nun alle davor und sahen etwas ratlos auf das kleine Pinschergesicht zwischen den Schirmen. Mohrchen war vor Erregung ganz unsinnig, knurrte und biß in die leere Luft und zeigte seine puppenkleinen Zähne.

All die Zeit stand die andre Flurtür zum Saal weit offen, und der sanfte goldne Schein der still brennenden Lichter leuchtete bis zu uns. Endlich traute sich Minna an den Hund heran, sie hatte die Schuhe ausgezogen, kam auf Strümpfen geschlichen und streichelte ihn ganz sacht unter leisem Zureden mit einer altersweichen Bürste.

Erst sprang er herum, fast wie ein zorniges Kätzchen, und wollte die Bürste beißen; aber er besann sich, knurrte ganz leise und beinah behaglich, und seine steifen Glieder wurden weich und beweglich. Er sah Minna mit den klugen Bernsteinaugen an, zitterte nur ganz leise, als sie ihn nun mit der rauhen Hand streichelte; dann kroch er vorsichtig aus dem Schirmständer, schnupperte und sah uns alle prüfend an.

Da fühlte ich, daß man Mohrchen auch ein bißchen entgegenkommen mußte. Ich faßte einen großen Entschluß. Ganz schnell glitt ich in die Küche, wo Minna den Teller mit meinen Würstchen auf den Wärmeofen gestellt hatte. Ich schob ihren Stuhl heran und nahm den Teller. Die Würstchen waren blank und rosa und rochen verführerisch. Ich biß noch ganz rasch einen großen Happen von der einen ab, und als der fette heiße Saft mir Gesicht und Schürze bespritzte, wurde ich bekümmert, es war für mich ein großes Opfer. Aber ich ging zurück und hielt sie Mohrchen hin. Er schnupperte daran und wich zurück, aber dann kam er wieder und fraß alle beide gierig auf, nur die Pelle spuckte er aus. Nach dem letzten Bissen stürzte er in die Küche an die Leitung und sah Minna an. Wir waren alle voll Bewunderung über seine Klugheit. Minna füllte ihm ein irdenes Schüsselchen, und er sprang vor Freude an ihr hoch und lief vergnügt neben ihr her, als sie es nach vorn trug und unter den Weihnachtsbaum setzte, an dem eben das erste der heruntergebrannten Lichte erlosch. Mohrchen steckte seine rosa dünne Zunge in das Wasser und schlappte gierig, dann drehte er sich um und sprang an jedem von uns hoch und bellte ein bißchen. Zwischenein starrte er noch einmal den Baum an, als wunderte er sich, wie er dunkel wurde. Dann lief er durch den ganzen Saal, und zuletzt fand er Mutters gesticktes weiches Fußkissen. Da sprang er hinauf, legte die schwarze kleine Nase auf die Pfoten und schlief sofort ein. Er schnupperte noch ein bißchen im Traum, und als ich neben ihm kniete und ihn bewundernd in Ruhe ansah, fühlte ich an meiner Hand auf dem Kissen, wie sein kleines Herz noch jagte.

Ich war so glücklich über ihn, daß ich den ganzen Abend nach meinen andern Geschenken, sogar nach dem bunten Teller, kaum hinsah. Erst beim Schlafengehen schlug mir das Gewissen, und ich nahm Anna ins Bett. Sie gefiel mir gar nicht mehr mit ihren starren, offenen Augen, aber sie tat mir gerade darum leid. Im Einschlafen hörte ich Mohrchen pustend atmen. Minna hatte ihn mit dem Kissen in die Ofenecke getragen. Da dachte ich noch einmal dankbar an den Weihnachtsmann. –

Fünfzehn Jahre ist Mohrchen bei uns gewesen. Jedesmal am Advent, wenn der Baum ins Haus kam, sprang und blaffte er vor Vergnügen; denn mit dem großen Baum kam ein ganz kleines Bäumchen nur für ihn, daran hingen am Heiligen Abend, wenn der große Baum im Schein seiner weißen Lichter strahlte, ein Paar Würstchen. Vielleicht freute er sich darauf schon, wenn der Tannenbaum kam. Vielleicht aber dachte er – denn er war viel, viel klüger als andre Hunde – an den Weihnachtsabend, als der Weihnachtsmann ihn mir brachte – mein kleines, scheues, lebendiges Geschenk.

Mohrchen
(Ges. Werke, Bd. III)



Königsberg, Februar 1897

In den Jahren danach hat Agnes, jetzt achtzehnjährig, erste Reisen machen können, Reisen – schrieb sie später –, über die ein Schüler heute mitleidig lächeln würde, die aber für sie prägende Eindrücke hinterließen. Sie besuchte Verwandte in West- und Süddeutschland und verbrachte einige glückliche Monate mit einer Freundin in Paris. Das Haar ist hier streng nach hinten gekämmt und mit einem Chiffon-Band zusammengehalten, die Granatbroche wird alter Familienschmuck sein, und von der hochgeschlossenen Samtbluse erzählte sie gern, wie heiß sie damals ersehnt war. Wer Agnes Miegel erst in ihren späteren Jahren kennenlernte, fand noch in ihrem Altersgesicht die Züge dieses Bildes wieder.



Berlin 1899

Zwei Jahre später ist Agnes in Berlin. Das große schwarze, aufgeschlagene Buch mit dem weißen Etikett könnte Abrechnungen und Tabellen enthalten, oder war es ein Notenbuch? Jedenfalls scheint es schlecht zu passen zu der Lesenden im weißen, modisch gepaspelten Kleid. Dieses „unauffällige Mädchen aus bürgerlichem Hause“ – so Agnes Miegel über sich selbst – hatte mit achtzehn Jahren damit begonnen, Balladen zu schreiben, die Börries von Münchhausen 1901 im Göttinger Musenalmanach veröffentlichte. Er sah in Agnes Miegel „die größte Balladendichterin in deutscher Sprache seit der Droste“: sie habe in sich „einen Teil jener wunderbaren Kraft, aus der das Volkslied stammt.“

Die Familie nahm freilich das Dichten nicht ernst. Man meinte, das ginge vorbei wie die Röteln. Und als die junge Agnes einmal während eines Ferienaufenthalts in Zoppot ein Honorar von einer Zeitung bekam, sagte die Mutter kopfschüttelnd: „Für ein Gedicht!“ Im Jahre 1901 erschien ihr erstes Buch bei Cotta in Stuttgart, das ein wenig Aufsehen erregte und ihr Leben zu verändern begann. Es trägt den schlichten Titel „Gedichte“ und enthält neben den ersten so erstaunlichen Balladen unter anderem auch folgende Verse:

Das war ein Frühling

Das war ein Frühling, – süß und selig sang
Die Nachtigall die ganzen Nächte lang.
Der blaue Tag, der sonnenlichtdurchglühte,
War trunken von dem Duft der Fliederblüte.

Voll goldnen Bernsteins lag der ganze Strand,
Die Wellen sangen süß im weißen Sand,
Auf Möwenflügeln flog ins Licht, ins klare,
Die wilde Sehnsucht meiner achtzehn Jahre.

(Aus: „Gedichte“, 1901)

Johanni

Durch das Fenster streicht der kühle Nachtwind
Und der Duft des blühenden Holunders.
Lange lieg ich wach in meinen Kissen,
Hör die Grillen draußen auf der Wiese,
Hör der Mädchen halbverstohlnes Flüstern,
Lieblich wie verschlafenes Vogelzwitschern.
Und ich denke jener Sommernächte,
Ferner heller Nächte hoch im Norden
Als ich wach gelegen mit den Schwestern,
Als wir jung und gläubig lange Stunden
Flüsternd sprachen wenn der Nachtwind wehte,
Immer horchend ob am Gartentore
Nicht das Glück schon leis den Riegel rührte.

(Aus: „Gesammelte Gedichte“, S. 30)



Clifton bei Bristol, 1902

Durch die Vermittlung ihrer Freundin Lise Marczinowsky, der „Liebsten – Besten“, mit der sie schon einige glückliche Monate in Paris verbracht hatte, war Agnes Miegel in den Jahren 1901 und 1902 Erzieherin an einem englischen Pensionat. Dort dichtete sie ihr schönes Heimweh-Gedicht:

Ich hörte heute morgen
am Klippenhang die Stare schon.
Sie sangen wie daheim, –
Und doch war es ein andrer Ton.

Und blaue Veilchen blühten
Auf allen Hügeln bis zur See.
In meiner Heimat Feldern
Liegt in den Furchen noch der Schnee.

In meiner Stadt im Norden
Stehn sieben Brücken, grau und greis,
An ihre morschen Pfähle
Treibt dumpf und schütternd jetzt das Eis.

Und über grauen Wolken
Es fein und engelslieblich klingt, –
Und meiner Heimat Kinder
Verstehen, was die erste Lerche singt.

(„Heimweh“ aus: „Gedichte und Prosa“, 1977, S. 13)

Und dort, in England, noch blutjung, wurde sie am flackernden Kaminfeuer inspiriert zu der schicksalsträchtigen Ballade „Die Nibelungen“. Von einem Überlebenden hat Agnes Miegel später erfahren, daß dieses Gedicht am letzten deutschen Kulturabend in Stalingrad gesprochen wurde.

Dies ist eines der schönsten Bilder, die uns überliefert sind. Der Königsberger Fotograf Krauskopf hat damit 1902 bei einem Wettbewerb den 1. Preis gewonnen. Farbaufnahmen gab es noch nicht, aber wir wissen: Agnes trug eine gelbe Bluse unter einem roten Schal. Die Haare sind nicht so streng zurückgestrichen wie auf manchen anderen Bildern, alles wirkt gelockert, auch das Spiel der Hände mit der langen Kette. Der Ausdruck ist versonnen und schwermütig, das Gesicht und die ganze Erscheinung sind noch gezeichnet von der überstandenen schweren Krankheit.



Königsberg 1902

In „Muriel“, der Erinnerung an ein frühes Kindheitserlebnis, schreibt Agnes Miegel: „Ich stützte den Arm auf und lehnte den Kopf in die Hand, wie immer, wenn ich nachdachte ...“



Königsberg

Wir sehen das kleine Mädchen von damals vor uns in der gleichen Haltung wie diese junge Frau im strengen dunklen Kleid, die an einer Wende ihres Lebens stand. Wer als Mädchen damals einen Beruf ergreifen wollte, konnte nur Schwester oder Lehrerin werden. Im Reinickendorfer Krankenhaus im Norden von Berlin wurde Agnes zur Kinderschwester ausgebildet. Angesichts des Elends, das sie dort sah, faßte sie den Entschluß, nie wieder ein Gedicht zu schreiben. Aber Schwester Agnes bekam Scharlach und mußte die Ausbildung abbrechen. Wahrscheinlich nahm das Herzleiden, an dem sie ihr Leben lang litt, damals seinen Anfang.

Die Familie riet ihr, Lehrerin zu werden, und Agnes ging nach Berlin zurück, um dort das Seminar zu besuchen. Aber sie sah selbst ein, daß dies nicht der richtige Weg für sie war.

„Ich erkannte noch nicht ganz klar, daß es gerade meine von Kind an leidenschaftliche Freude des Schauens und Erlebens der Umwelt war, dieses mit jedem neuen Morgen fesselnde Schauspiel, in dem die Menschen – bei aller Liebe zu Stadt und Land, Baum und Tier – für mich doch die Hauptsache bedeuteten und mir alle gleich lieb waren, ob alt, ob jung, ob hübsch oder häßlich, ob Räuber oder Prinzessin. Alle gleich wert, in jedem kleinsten Zug ihres Wesens und Erlebens eingehend betrachtet zu werden, und daß es d i e s e s war, dies gänzliche Fehlen aller erzieherischen Anlage, die das vertraute Menschenwesen formen oder veredeln will nach eigenem Ideal – was mich ganz ungeeignet zur Lehrerin machte. So daß ich heute dem Schicksal dankbar bin, das mich mitten in der Ausbildung zu diesem Beruf zu den Meinen zurückrief.“

Agnes wurde dringend zu Hause zur Pflege der erkrankten Eltern gebraucht. Zunächst hatten starke Herzbeschwerden, ausgelöst durch den inneren Zwiespalt und vermutlich eine Folge der überstandenen Scharlach-Infektion, eine Luftveränderung nötig gemacht. Statt aber in ein Sanatorium zu gehen, wie es der Arzt verordnet hatte, entschloß sich Agnes zu einer landwirtschaftlichen Ausbildung auf der Mädchenschule in Geiseltasteig. An Lulu von Strauß und Torney, mit der sie, wie auch mit Agnes Harder, in Berlin Freundschaft geschlossen hatte, die beide bis zu Lulus Tod verband, schreibt sie:

„Schließlich habe ich ja noch Zeit, da mir schwant, ich werde recht betagt. Sogar viel Zeit, und kann mir später noch ein Stückchen Land irgendwo anbauen – denn ich bin gewiß, alles kommt, wie es kommen muß.“



Agnes Miegel, 1906, Geiseltal, als „Maid“



Der Vater Gustav Adolf Miegel

Das Bild des Vaters steht wie zu Lebzeiten der Dichterin auch heute noch auf ihrem Schreibtisch. Sie sagt über ihn:

„Er war Kaufmann von jener feinen, schlichten, preußischen Art, die von dem, was die Süddeutschen heutzutage unter preußisch verstehen, so verschieden war wie Tag und Nacht.“

(„Kinderland“, S. 5)

Da ihm sein Herzenswunsch, Theologie zu studieren, nicht erfüllt werden konnte, eignete er sich früh als Autodidakt eine tiefgründige und umfassende Bildung an. Vater und Tochter standen einander sehr nah. „Wir glichen uns in unseren Fehlern“, schreibt Agnes, und es wurde ihr bewußt, daß sie sich nach seinem Tode mehr und mehr seinem starken Wesen anglich. Sie sah ihn im Bilde des „Apostels“, er ist in viele Gestalten ihrer Dichtung eingegangen.

Von früh an drohte dem Vater die Familienkrankheit zunehmender Erblindung, seine Schwester Lusche war schon in jungen Jahren blind geworden, und auch Agnes sah, da ihre Augen sehr empfindlich waren, dieses Schicksal vor sich.

1907 erschien ihr zweites Buch „Balladen und Lieder“, das mit den großen, berühmten Balladen ihren literarischen Ruhm begründete und ein Aufsehen erregte, das man sich heute gar nicht mehr vorstellen kann – zumal jene Zeit vor dem Ersten Weltkrieg sehr balladenfreudig war. Es gab überall damals viele Balladen-Abende mit Rezitationen und Musik, so daß auch auf diese Weise Agnes Miegels Balladen bald große Verbreitung fanden.

Mit der Heimkehr aus München 1906 begann für Agnes Miegel ein Jahrzehnt des Dienens und des Verzichtens auf alle eigenen Wünsche und Berufspläne. Die Krankheit der Mutter, auf der als schwere Schatten der frühe Tod des einzigen Bruders und gleich darauf die Fehlgeburt eines erhofften Sohnes lasteten, hatte sich verschlimmert. Sie wurde von furchtbaren Depressionen verfolgt und mußte jetzt in die Provinzial Heil- und Pflegeanstalt Kortau bei Allenstein gebracht werden, wo sie am 13. Juli 1913 starb. Aber Agnes erinnert sich auch an ihre „lerchenfröhliche, geliebte kleine Mutschmama“, die immer umgeben war von etwas, das ihr wie ein kleines Fest erschien. Wenn sie von ihrer Kindheit auf dem Gut ihres Vaters erzählte, „war es schöner als jedes Märchenbuch“.

Nur dieses eine Bild auf der Titelseite nach einer Zeichnung von Prof. Heinrich Wolff aus dem Jahre 1915 haben wir aus dieser Zeit, die Agnes, wie alles, was ihr geschickt wurde, als Fügung hinnahm. An die Freundin Lulu schreibt sie 1908: „Es war, als hätte ich die Tür mir und dem sogenannten Leben zugemacht.“ Wie Wasser, so rannen ihr die Tage durch die Hände. „Il ne faut jamais succomber sous le malheur“, steht unter einem der Bilder aus dieser Zeit. „Man muß sich nie dem Unglück unterwerfen.“

Es ist nicht nur das persönliche Schicksal, mit dem sie fertig werden muß, es ist der Krieg, es ist das Schicksal der immer bedrohten Heimat, das auf ihr lastet.

Im Alter von 79 Jahren starb, zuletzt völlig erblindet, am 13. September 1917 der Vater. Unter vielen Unruhen ging der Krieg zu Ende. Im Jahre 1920 nahm Agnes Miegel die Arbeit in der Redaktion der „Ostpreußischen Zeitung“ auf, 1936 ging sie dann als freie Mitarbeiterin an die „Königsberger Allgemeine“. Ihre „Lehr- und Wanderjahre“ nannte sie dieses Jahrzehnt, in dem die berühmte Balladendichterin damit begann, Marktberichte zu schreiben. Sie genoß es, die Menschen dabei zu beobachten, und war dankbar für eine strenge Erziehung und alle „Etüden zur Beherrschung der Sprache“.

Bald handeln ihre Beiträge vom kulturellen Leben der Stadt; die Reihe der „Spaziergänge einer Ostpreußin“ führt sie hin zur Geschichte ihres Landes. Nur ein kleiner Teil der 284 Arbeiten aus dieser Zeit blieb erhalten, das meiste ist in den Bibliotheken verbrannt.

Zum Glück war schon 1930 unter dem Titel „Kinderland“ eine Sammlung dieser nicht für die Nachwelt geschriebenen Arbeiten erschienen. Sie stehen heute im vierten Band der Gesammelten Werke, und wir sind glücklich, daß sie uns eine versunkene Welt gegenwärtig erhalten.



Königsberg 1925

In jenen Jahren entstanden die großen Prosawerke, die „Geschichten aus Altpreußen“ (erschiene 1926 bei Eugen Diederichs in Jena). Mit Sehergabe hat Agnes Miegel die „Fahrt der sieben Ordensbrüder“ gestaltet, die um das Jahr 1283 im Samland spielt, in der Zeit der Unterwerfung der heidnischen Pruzen durch den Deutschritterorden. Intuitiv hat die Dichterin erfaßt, was erst viel später die Geschichtswissenschaft aufgedeckt hat.

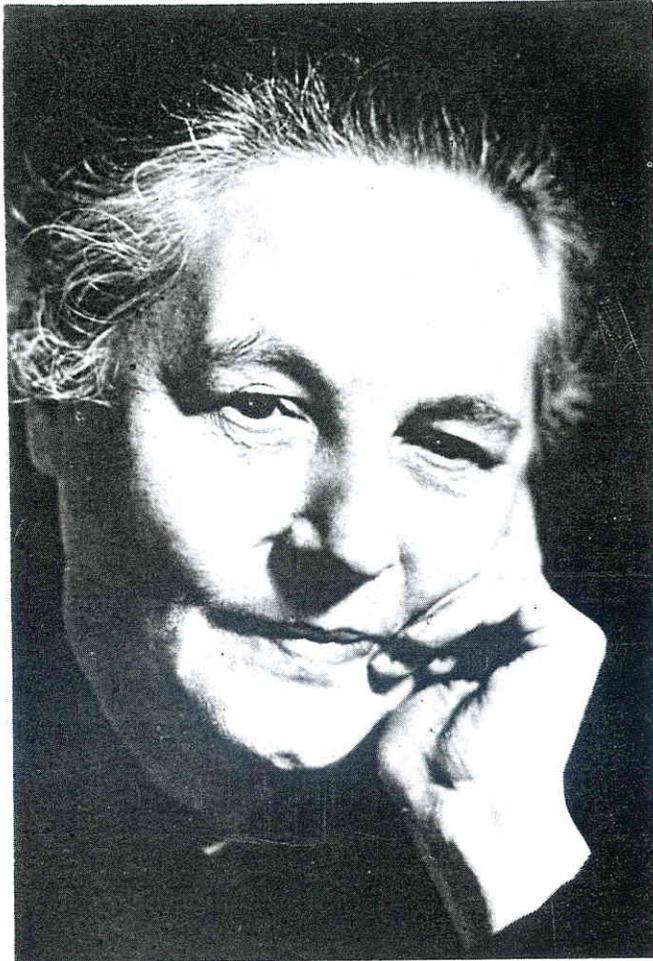


Agnes Miegel im Profil

1929 feierte Agnes Miegel ihren 50. Geburtstag, den ihr die Stadt Königsberg zusammen mit einem großen Kreis von Freunden und vielen treuen Lesern festlich bereitete. Das Bild aus diesem Jahr strahlt Sicherheit, Ruhe und Geborgenheit aus. Hier, neben ihren Büchern, war sie in ihrem Eigensten. Sie hat erzählt, daß sie alles zunächst mit der Hand in ganz richtige Schulhefte schreibe, so wie wir im Faksimile als Jahresgabe der Agnes-Miegel-Gesellschaft die Geschichte der Bärenapotheke kennen. Meist habe sie kaum etwas an dieser ersten Fassung verbessern müssen.



1929 Königsberg, Agnes Miegel an ihrem Schreibtisch



Königsberg 1944

Wieviel Trauer und geheimes Wissen um das, was geschehen wird, stehen in dem Bild von 1944. Schon das Kind hatte in Grenzbereichen zwischen Traum und Wirklichkeit gelebt; von ihren Vorfahren hatte Agnes Miegel das „zweite Gesicht“ geerbt, aber, so schrieb sie einmal, „es sei nicht leicht, als Cassandra geboren zu werden.“ Vergangenes wie Zukünftiges konnten für sie zur Gegenwart werden. Sie wußte viel, was anderen verborgen blieb. In den letzten Kriegsjahren wurde ihr jeder Weg zu einem Abschiednehmen, und schon viele Jahre zuvor hatte sie gedichtet, was sie 1950 als Widmung in ein Buch schrieb:

„Von der Heimat gehn
ist die schwerste Last,
die Götter und Menschen beugt,
und unsted zu schweifen
ist allen verhaßt,
die die grüne Ebene gezeugt!“

(Aus dem Gedicht „Die Fähre“)

Bis in die allerletzte Zeit behielt diese Schrift ihre Festigkeit und Klarheit, man kennt wohl keine andere Handschrift, die sich im Laufe von Jahrzehnten so treu geblieben ist.

Von der Heimat gehn
ist die schwerste Last
Die Götter und Menschen
beugt
Und unsted zu schweifen
ist allen verhaßt
Die die grüne Ebene
gezeugt!

Mit allen guten Wünschen
für ein gesundes gutes
neues Lebensjahr
für die liebe Frau Elisabeth
von Agnes Miegel
21/9. Juni 1950

Schriftprobe



1944 am Schreibtisch

Die letzten Kriegsjahre in Königsberg werden immer schwieriger, immer bedrohlicher. Der Platz am Schreibtisch, das aufgeschlagene Buch, die herbstliche Blume, der Blick aus dem Fenster, sie geben keinen Trost mehr. Diese Frau stützt den Kopf in die Hand, wie sie es schon als Kind getan hat, wenn es etwas zu bedenken galt. Hier aber zeigte sich kein Ausweg. Und doch entstand in dieser Zeit ein neues Buch; es heißt „Mein Bernsteinland und meine Stadt“, in dem noch einmal alle Schönheiten Ostpreußens beschworen werden. Es geschah wenige Monate vor dem Untergang Königsbergs in den letzten Augusttagen 1944, als in zwei großen Bombenangriffen auch diese Stadt in Schutt und Asche sank, und es gehört zu Agnes Miegels Vorahnungen, daß viele dieser Verse voll Abschiedsstimmung und Schwermut sind:

„... Wir gehen fort. Und jeder Weg in dir
Ist heute schon für mich ein Abschiednehmen,
Doch ohne Trauer. Wer geliebt wie wir,
Kennt nur noch Dank. So sieht erblindender Blick
Andächtig noch den schon entgleitenden Schemen
Geliebter Form, die Leuchte und Geschick
So lang ihm war. Die in die Dunkelheit
Er mit sich nimmt, die Alter nicht noch Zeit
Je für ihn wandeln.

Mag für andre dann
Dies sein. Genug, wenn sie in Ehrfurcht lieben,
Was unser Herz nicht mehr erreichen kann
Und was von unsrer Zeit dann noch geblieben ...“

Am 27. Februar 1945 verläßt auch Agnes Miegel zusammen mit ihrer getreuen Elise ihre kleine Königsberger Wohnung und die so furchtbar zerstörte Vaterstadt, um auf Flüchtlingsschiffen zusammen mit zwei Millionen Menschen aus Ostpreußen, Danzig und Pommern das rettende Ufer des Westens zu erreichen. Das Bild der Fünfundsechzigjährigen mit dem Rucksack auf dem Rücken und einem kleinen Handkoffer in der Hand steht – auch ohne Foto – sehr eindringlich und lebensnah vor unsern Augen.

Sehr wenig hat sie selber über dieses so sehr einschneidende Ereignis ihres Lebens berichtet. Doch in einem alten Zeitungsblatt vom 25. 2. 1950 (in der „Kasseler Post“) findet sich diese Darstellung, die sich an die Beschreibung eines Christophorusbildes in der Schifferkirche in Pobethen im Samland anschließt:

„Es war einer der allerletzten Februartage, mit schneidendem Wind und treibenden Eisschollen auf dem Pregel, mit graukaltem Wolkenhimmel. Wir waren mit unsern Nachbarn schon stundenlang auf dem Schiff, – keinem großen Schiff, – das sich immer mehr und mehr mit Flüchtlingen füllte aus unserer und einer andern heute geräumten Stadtgegend. Etwas schien anders als an andern Tagen aber kaum bemerkt in der unruhigen Hast des Aufbruchs. Wir hörten nur den immer wachsenden Wind, nur das leise Klatschen des Wassers, aber kein Schuß dröhnte draußen von unserer Seite und von drüben her, aus dem Vorort im Süden und aus dem silbrig-fahlen Himmel brummte kein Motor, orgelte es nicht apokalyptisch heran. Alles war still. Auch die vielen, vielen Menschen, die nun mit uns auf die Abfahrt warteten.

Es war schon Nachmittag geworden, als ein Zittern durch das Schiff ging, als die Schrauben sich drehten und das Schiff langsam, langsam wendete. Wir standen alle auf, ganz still. Selbst die Kinder, die geredet oder geweint hatten, verstummten. Und noch einmal sahen wir, wie jetzt ein helleres Licht kalt und grell wie Vorfrühlingslicht, durch die Wolken schien, unsere Vaterstadt. Ein paar große Speicher, ein paar Schuppen standen nahe und verdeckten das Bild der Zerstörung, so daß ein paar Augenblicke lang es noch das gewohnte, vertraute, schöne Bild schien, – und im aufkommenden Nebel früher Abenddämmerung für immer versank.

'Heinrich, der Wagen bricht! Nein, Herr, der Wagen nicht, – es ist ein Band von meinem Herzen, das da lag in tausend Schmerzen als Ihr in dem Brunnen saß –'

Ein Kinderreim, ein Märchenspruch, – aber immer wieder ging er durch meinen müden Kopf, wie ich da in der Ecke saß und auf das Rauschen des Wassers, das Stoßen der Schiffsschraube hörte, das Hinundherlaufen der Kinder, das leise Gezänk und Klagen: 'Hätte ich, hätte ich bloß', um Vergessenes und das ganz leise Weinen einer alten Frau. Dann kam bei dem gleichmäßigen Geräusch, in das sich immer stärker das Brausen des Sturmes mischte und das Schaukeln des Schiffs, eine Art Erstarrung über die Menschen, in der immer dumpferen Luft des eingeschlossenen Raums. Ein paar, die nicht in dieses Hindämmern versanken, stürzten sich heißhungrig über ihre Vorräte. Die Alten und die meisten Kinder waren eingeschlafen. Von draußen war nichts mehr zu sehn. Wenn man die dickbeschlagenen Scheiben abwischte, waren nicht einmal mehr treibende Eisschollen oder Uferbüsche zu erkennen – nur die bleigrau sinkende, immer dunklere Nacht. Trüb spiegelte sich das matte Licht der nach oben schwarz gedeckten Hängelampen in den kleinen Rauten, die an den Haken aufgehängte Pelze und Mäntel genügend abdeckten.

Mit der Dunkelheit wuchs der Sturm, wuchsen die Wellen. Wenn einmal das tierische wilde Geheul des Sturms aussetzte, horchte man halbwach auf fernes Dröhnen. Aber es kam nicht.

Wir mußten längst über Pillau hinaus sein. Die Wellen wuchsen, das kleine überfüllte Schiff kämpfte sich mühsam weiter, schlingerte und warf sich hin und her wie ein Tier, ächzte, knarrte und schaukelte, schaukelte immer wilder.

All die müden, elenden Menschen, die Überwachten und die Schlafenden, die, welche zur Unzeit gegessen hatten und die zu lange schon hungerten, die blassen Städter, die früh aus ihren Kellern gekommen waren, die Landleute, die bei ihnen Zuflucht gesucht hatten, sie alle schreckten auf. Sie stöhnten und rangen nach Luft, die Kinder weinten und schrien. Alle standen auf, preßten sich haltsuchend taumelnd aneinander, wurden noch einen Schein blasser, und stürzten dann mit verzerrten Gesichtern davon und auf Deck, überwältigt von der scheußlichsten aller Krankheiten, der Seekrankheit. Sie, die den Tapfersten bezwingt, daß er ihr hilflos wie ein kleines Kind ausgeliefert ist, die alle Energie, allen Mut, ja, auch allen seelischen Schmerz auslöscht in der Not der Kreatur.

Es war ein jammervoller Anblick, diese armen geschlagenen Frauen, Greise und Kinder so leiden zu sehen. Um so trostloser, weil es dabei immer Bilder von grotesker Komik gab, die zum Lachen reizten. Denn in dem erstarrten Zustand der Seele, der sie nach

einem zu großen Schmerz befällt, ist es, als ob man alles rundum unbeteiligt wie ein Puppenspiel sieht und das Komische stärker als sonst empfindet, so daß man in Versuchung kommt, laut aufzulachen.

So ging es mir. Denn ich gehöre zu den Menschen, die kaum seekrank werden. So war ich denn damit beschäftigt, als niemand mehr da war, um all die mir anvertrauten Sachen zu bedrohen, nach meinen nächsten Fluchtgefährten zu suchen, und sie verblich zu ermahnen, als ich sie endlich auf Deck gefunden hatte, aus dem spritzenden Salzgischt fortzugehen. Andere konnte ich aus den engen Gängen bis zur Tür bringen, und dann machte ich mich auf den Rückweg. Aber da stieß mich jemand an, sagte 'Da!' und drückte mir einen Säugling in sehr nassen Windeln in den Arm. Ich sah ein totenblasses, von Angstschweiß überströmtes Gesicht unter vollkommen aufgelöstem, blondem Haar, die Mutter des Kindes. Sie stürzte davon und überließ mich mit dem Kleinen unserm Geschick. Es war kein ganz einfacher Weg in dem schwankenden Schiff, in dem sehr engen Gang, zwischen Koffern, Kisten und zusammengekauerten kranken Menschen bis zu unserer Kabine, aber endlich erreichte ich sie doch, sank in einen der Stühle und legte den Säugling auf den Tisch. Es heißt, daß so kleine Kinder nie seekrank werden. Nun dieser dicke Kleine war es! Ich hielt ihn fest und damit auch mich, denn der Tisch hob und senkte sich. Ich versuchte mich irgendwie bequemer hinzusetzen, doch es war nicht möglich. Denn unter dem Tisch lag eine ärmlich gekleidete, sehr junge und sehr kranke Frau, rutschte immer näher, legte den fahlblonden Kopf auf meine Füße, ihr linker Arm umklammerte meine Knie und im rechten hielt sie ein Jungchen, halbnackt, blauegefroren, nur mit einem zu kurzen dünnen, verwaschnen Baumwollkittelchen bekleidet.

Ich wollte nach dem Kleinen greifen. Aber ich konnte mich nicht bewegen, sie gab auf keinen Anruf acht, und an der andern Seite klammerte sich etwas an meinen Pelz. Ein kleines reizendes Mariellchen saß da auf dem Stuhl neben mir, und fragte vertrauensvoll: 'Wo ist Mutti?'

Auf einmal wich die Erstarrung von mir. Wo war die Mutti? Wo waren die Meinen? Ich sah nach dem schmalen Fensterstreifen zwischen den Mänteln. Eisiges Grauen überkroch mich vor der Dunkelheit draußen, vor dem Rauschen und Spritzen des Wassers, vor dem heulenden Sturm. Dort in diesem höllischen Lärm lauerte der Tod. Kein Tod wie der, welcher Nacht um Nacht seine Feuerarme nach uns gereckt hatte, wo aus dem roten Dunst, unter stürzenden Mauern immer noch Rettung von Menschenhand kommen konnte, nein, der stille, schreckliche Tod, der stumm wie eine Schlange in der Tiefe heran jagte, mit der feurigen Zunge den eisernen Schiffsleib durchschnitt, und uns alle hinunterzog in den 'nassen' Tod, ein armes Geklumpe menschlichen Jammers.

Ich preßte den Säugling fester, ich suchte den Blick des kleinen Mädchens. Da neigte sich jemand über uns und eine gute, ein bißchen heisere Stimme sagte ermunternd: 'Na, Oma?!' Und etwas sehr Klebriges, erfrischend Säuerlich-Süßes wurde in meinen vor Verwunderung geöffneten Mund gesteckt. Vor mir stand Smutje, sehr anders, als etwa der Koch eines Ozeandampfers oder eines weißen Schiffes vom Seediens Ostpreußen, aber doch ein richtiger Smutje in nicht gerade blütenweißer Jacke. Ein bartloses, unendlich freundliches Gesicht lächelte über mir, blinkte aus kleinen graublauen Augen und eine schwärzliche Hand streckte mir und dem kleinen Mädchen

die von Seewasser durchfeuchtete, braune Tüte entgegen, auf deren spitzen Grund noch ein paar sehr klebrige Glasbonbons lagen, von denen er die buntesten für uns auf den Tisch legte.

Dann bückte er sich, sah unter den Tisch. 'Oh! Oh! Frau, stehn Sie auf! – Na!' Aber die Frau blickte stumpf, schloß gleich wieder die Augen und legte sich noch fester auf meine Füße. 'Oh! Oh!' sagte Smutje wieder, entrüstet und erbarmend. 'So mit 'nem Kind auf Flucht zu gehn! Mitten im Winter', und mit einem Griff, – aber ohne die Tüte loszulassen, – hatte er den Kleinen aus dem Arm der Mutter gegriffen und war mit ihm verschwunden.

Ich war nun ganz allein mit den beiden Kindern, nur am Nebentisch schlief noch eine uralte Frau, den Kopf auf die Arme gelegt. Der Säugling würgte nicht mehr, sondern suchte mit den Lippen. Ich hielt den schönsten, goldgelbsten Bonbon daran. Zuerst kniff er den Mund zusammen und wandte sich fort. Dann leckte er, leckte wieder und dann zog er zufrieden daran und blinzelte mich zuweilen an. Neben mir schmatzte die Kleine und auch ich sog noch an meinem Bonbon. Es erfüllte mich beinahe wie Behagen. Jemand war da gewesen und hatte uns freundlich angesehen und war hilfreich gewesen, brummig und Süßes verteilend, es ging warm und gut wie Frühlingswind über mein vereistes Herz.

Dann merkte ich, daß die Kajüte sich wieder füllte. Alle, die nun herein kamen, stolperten über die Füße der liegenden Frau, über ihre groben lehmbedeckten Männerstiefel. Das Schiff ging immer ruhiger, es schaukelte nur noch ganz sacht. Wir mußten schon tief in der Danziger Bucht sein. Auch der Sturm verhallte.

Frauen kamen herein, immer noch blaß und mit leicht verzerrtem Gesicht und zogen den Kindern die Mäntel über, wickelten dicke Tücher um den Kopf, zählten ihre Bündel. Junge Mädchen mit eingesunkenen Augen rollten die nassen Locken um die Finger zupften an Bluse und Mantel. Alte Frauchen kramten in ihren Handtaschen, Kinder schrien – und alle hatte jene Unrast gepackt, die jeden vor dem Anlaufen eines Schiffes überfällt. Auch die Meinen tauchten wieder auf, immer noch wie schlafwandelnd, schnürten Riemen um die Decken, suchten unser Gepäck zusammen und standen wartend und unruhig vor mir, ohne den Säugling zu beachten oder gar die liegende Frau.

Da stand die Mutter des Säuglings vor mir, immer noch leichenblaß, wenn auch glattgekämmt und etwas ordentlicher als im Gang. Sie starrte mich zornig aus grellblauen Augen an, wie ein Muttertier, dem sein Junges geraubt wurde, schrie: 'Endlich!' und riß den vor Schreck laut aufweinenden, den Bonbon ausspuckenden Kleinen an sich und stürzte mit ihm davon.

Das Schiff ruckte, schlingerte noch einmal, heulte leise auf und bebte. Alles drängte zur Tür der Kajüte, im Gang zum Deck in jener Panik, die immer beim Landen einsetzt, als könnte kein einziger der Erdegeborenen es abwarten, den Fuß auf festes Land zu setzen. Noch rasselte keine Kette, wurde kein Landungssteg rübergeworfen. Und in diesem Augenblick, wie ich vergeblich versuchte, den Kopf der liegenden Frau von meinen Füßen zu schieben, überfiel mich auf einmal wieder das Grauen, als fühlte ich es, daß unten in der schwarzen, nun stillen Tiefe wieder der Tod lauerte, um im letzten

Augenblick die armselige Beute hinunter zu reißen in den Schlund an dem steilen Bollwerk.

Aber da stand wieder Smutje vor mir. Nun in einer weiten blauen Jacke, die der Zugwind vor der Tür her bauschte. Er nickte mir kurz zu, stieß mit dem Fuß an die Männerstiefel und sagte, sehr streng und doch ganz erbarmend: 'Aufstehn! Aufstehn!, Frau! Na, – nimm Dich zusammen! Auf! Denk an das Kind!! Kümmere Dich drum!' Und auf seinem Arm, an seine rechte Schulter gelehnt, hielt er der unwillig, taumelnd und halb verstört sich Aufrichtenden den Kleinen entgegen. Das runde Gesichtchen, rosig vor Wärme und Behagen, sauber gewaschen, nur mit einem Milchbärtchen um die Lippen, lachte den Alten an. Eine blonde Locke sah unter dem dicken weißen Strickmützchen mit den Ohrenklappen vor, über den warmen Mantel, unter dem das Strickkleidchen vorkam, baumelten an roter Schnur bunte Fausthandschuh und an den festen Beinchen mit den dicken Strümpfen trug der Kleine richtige rote Lederschuhe. Es war ein Kind wie ein Prinzchen geworden, – und selbst die Letzten, die nun mit Sack und Pack herausdrängten, sahen einen Augenblick nach ihm hin und ein paar alte Frauchen lachten und nickten.

Sie waren alle fort, das Kind, der Alte, die sture junge Mutter, die Meinen und die Fremden. Der Menschenstrom hatte mich unaufhaltsam mitgerissen, aber nicht von Deck gespült. Mit ein paar dickvermummten alten Leuten, ein paar Kindern, die selbst wie rundliche Schattenbündel aussahen, bewachte ich noch unser Gepäck. Die Nachtluft wehte kalt und frisch, mit einem Hauch von nahem Schnee um uns, das Wasser unten gluckste leise und ganz vertraut. Der Schornstein atmete und strömte Ofenwärme aus. Über den Laufsteg hasteten noch einige Mütter mit Kindern und Bündeln, auf dem Kai liefen noch viele mit Sack und Pack den Scheunentoren der großen Halle zu, die diesen ganzen Menschenstrom von unserm Schiff und den daneben liegenden in sich sogen. Eine riesige Halle wars, die da in den Nachthimmel wuchs mit mattleuchtendem dunkelblau gestrichenem Glasdach.

Dieser Menschenspeicher flöbte mir Widerwillen ein, wie ein fremdartiges, bedrohliches Traumbild. Das Schiff aber, das nun atmend wie ein müdes Geschöpf in Stille und Dunkelheit versank, wurde auf einmal ersehnte Geborgenheit. Hier oben, neben den flüsternden Kindern, den stillen alten Leuten einzuschlafen, schien das Allerbeste. Da konnte man so ruhig liegen, ohne noch im Traum, im festen Schlaf, mit angstvollem Lauschen auf Tod und Gefahr zu lauern. Nichts konnte uns geschehen, nichts uns hier erreichen.

Hatten wir nicht Christophorus erblickt, hatte er uns nicht zugnickt? Anders freilich sah er aus wie der flammenbärtige Riese in der alten Ordenskirche. Abbild er und dieser, alle beide, rauher Hilfsbereitschaft, im Dienst dessen, der uns einst in der Gestalt hilfloser Unschuld erschienen. Und der die durch Sturm und Not beschützend trägt doch uns, die großen Kinder, verirrt und verzagt wie wir am Ufer des tobenden Meers der Trübsal stehn, tragen wird zum rettenden Ufer!"

Menschen, die mit Agnes Miegel zusammen auf dem Schiff „Jupiter“ geflüchtet waren, erzählten uns, wie sie es nie geduldet habe, daß man ihr ein Sonderrecht einräumte. Dankbar für das Obdach, das man ihr gewährte, und immer bemüht, die anderen aufzurichten.

So bestand Agnes Miegel die anderthalb Jahre in der Fremde im großen dänischen Flüchtlingslager Oxbøl, bis sie in Niedersachsen, wenn auch keine Heimat, so doch ein Heim fand, in dem sie leben und schaffen konnte. Die fünfzehn Gedichte des Bandes „Du aber bleibst in mir“, geschrieben noch in Dänemark oder gleich nach der Rückkehr, sagen aus, was sie an Schmerz erfahren hat:

Wagen an Wagen

Um Allerseelen
In der dunklen Nacht,
Wenn vor uns stehen,
Die immer neu unserm Herzen fehlen, –
Erinnerung erwacht
An die alten Kirchen, die Hügel im Feld,
Wo sie schlafen, Vätern und Nachbarn gesellt,
In verlorener Heimat über der See, –
Und an Alle, die hilflos und einsam starben,
An Alle, die sinkend im Eis verdarben,
Die keiner begrub, nur Wasser und Schnee,
Auf dem Weg unsrer Flucht, – dem Weg ohne Gnade!

Und wir ziehen im Traum verwehte Pfade
Wagen an Wagen, endloser Zug,
Der ein Volk von der Heimat trug!

Von Norden, von Osten kamen wir,
Über Heide und Ströme zogen wir,
Nach Westen wandernd, Greis, Frau und Kind.
Wir kamen gegangen, wir kamen gefahren,
Mit Schlitten und Bündel, mit Hund und Karren,
Gepeitscht vom Wind, vom Schneelicht blind, –
Und Wagen an Wagen.

Zuckend wie Nordlicht am Himmel stand
Verlassener Dörfer und Städte Brand
Und um uns heulte und piffte der Tod
Auf glühendem Ball durch die Luft getragen
Und der Schnee wurde rot
Und es sanken wie Garben die hilflos starben
Und wir zogen weiter,
Wagen an Wagen, – –

Und kamen noch einmal, trügerisches Hoffen
Durch friedliches Land.
Tür stand uns offen
Bei jenen, die nicht unser Leiden gekannt.
Sie kamen, sie winkten, sie reichten uns Brot, –
Sie luden die Not
An warmem Herde zu sich als Gast.
Scheune und Stroh rief Müde zur Rast.
Doch wir konnten nicht bleiben.
Wir zogen vorüber
Wagen an Wagen.

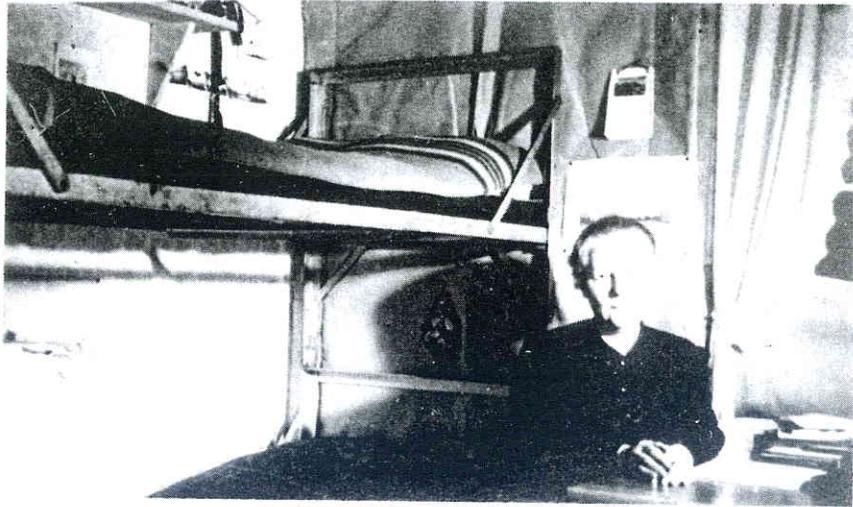
Und hörten durch Sturm und Flockentreiben
Das Glockenlied ihrer Türme noch
Und hörten doch
Das Dröhnen des Krieges, der hinter uns zog.
Und vom Wegkreuz bog,
Blutend, mit ausgebreiteten Armen,
Sich dorngekrönter Liebe Erbarmen.

Wir konnten nicht halten, wir konnten nicht knien.
Sie kamen hinter uns, Wagen an Wagen, –
Unsre Herzen nur schrien:
O blick nach uns hin!
Wir wandern, wir wandern, endloser Zug,
Volk, das die Geißel des Krieges schlug,
Entwurzelter Wald, von der Flut getragen, –
Wohin?

Wohin? – – –

(Ges. Gedichte, S. 174)

Die beiden Aufnahmen aus dem Lager Oxbøl sind Kostbarkeiten; denn wer dachte damals an Fotografieren, wer hatte überhaupt die Möglichkeit dazu? Wer diese Jahre in einem dänischen Flüchtlingslager selbst erlebt hat, erkennt alles wieder: das karge Mobiliar, die doppelstöckigen Betten, in denen man auf Strohsäcken lag; wem es möglich war, der dichtete die schlecht schließenden Fenster gegen den Nordwind ab. Man heizte mit Torf, der so naß war, daß er langsam nur zum Glimmen kam, die Wäsche gefror über dem Ofen.



Oxböi, 1945/46



Oxböi, 1945/46

Über ihre Erlebnisse im Lager und ihre Gedanken in jener Zeit gibt folgender Brief aus Oxböl vom 31. 8. 1946 Auskunft:

„Wir haben am vorigen Sonntag ein großes Erlebnis gehabt, einen in Form und Inhalt gleich guten Vortrag von dem Schriftleiter der Flüchtlingszeitung hier, der über seine Reise in der britischen und amerikanischen Besatzungszone berichtete. Zum ersten Mal nach dem Mosaik der Briefe gewannen wir ein klares zusammenhängendes Bild von drüben, zum ersten Mal auch faßte ich neuen Lebensmut durch die Gewißheit, daß da für Euch Jüngere und Eure Kinder aus aller Unrast und aller Not dieser Zeit ein neues besseres Deutschland aufwächst, ein kleines armes, aber nicht verarmtes Deutschland, wo jeder Willige seine Arbeit und sein Brot finden wird. Ich kam so bewegt nach Hause und denke immer dran. Das war so schön, ich lag bis zum Morgen wach, dachte an alle Eure Kinder – an all die Kleinen hier – und an alle mir teuren jungen Menschen – ach möchte sich für alle ein Weg finden, an dem Aufbau dieses bescheiden gewordenen Deutschlands mitzuarbeiten, daß sie nicht zu den ganz Entwurzelten absinken, die über die Straßen treiben ...

Ich war ein paar Stunden draußen in Heide, Dünen und am Strand dank großer Freundlichkeit einer Ausgeherlaubnis. Das reicht für lange, ein Wunsch wurde mir erfüllt und gestillt, ich bin vollgesogen von Erinnerungen daran, und es ist, als ob damit ein Teil Heimerinnerung versank, als hätte ich mit dem Schluck Seewasser Lethe getrunken. – Ich leide weder an Heimweh noch an Freiheitssehnsucht wie viele andere, bin immer nur dankbar für alles was mein einst war!“ – sehe es aber genauso an wie die Erinnerungen an frühere Existenz.“

(Aus „Gedichte und Prosa“ 1977, S. 282)

Was sie auf der Flucht und im Lager erlebt hatte, nannte Agnes Miegel „ihre späten Lehrjahre, von denen sie auch nicht einen Tag missen möchte“. Zwei Wünsche seien ihr auf der Flucht noch erfüllt worden:

„Spielzeuglein erkannte ich, noch unversehrt, aber an seinem letzten Tage, den Kolberger Dom; und zum ersten Mal sah ich Stubbenkammer auf Rügen.“

Wie tief sie im geheimen gelitten hat, brach nach Jahren in ihren Briefen durch. Da erinnert sie sich an Königsberg, und dann steht da der Satz: „All das liegt wie Vineta versunken, aber nicht in der See, sondern in einem Meer von Leid und Traurigkeit.“ Oder sie hat in einem Film in Bad Nenndorf die alten, damals längst zerstörten Königsberger Fachwerkhäuser wiedergesehen und einige Ermländer Kaltblutuchtherden, und sie schreibt:

„Das ist für mich immer wie einem Toten, vor dem das Vergessen zerreißt, und er sieht noch einmal Vergangenheit.“

Es war ein Land –
da wogte der Regen wie See
da klang aus den Wäldern der
großer Jüngen
Heim Follen und Herde nur
und Hunkahn auf Hunkahn
lag still auf dem Bron
und geborgen schlief Nacht
und Erdensdom,
In der hellen Nacht,
der Johannisnacht
Agnes Miegel
Nauheim
26. Juli 1949

Schriftprobe aus „Es war ein Land“, 1949

Im Jahre 1949 entstanden während eines Aufenthaltes in Bad Nauheim die berühmten und so oft zitierten Verse „Es war ein Land“; es war das Gedicht aller Heimatvertriebenen, in dem sie sich selber, ihre Gedanken und Empfindungen wiedererkannten wie nirgends sonst.

Es war ein Land

O kalt weht der Wind über leeres Land,
O leichter weht Asche als Staub und Sand!
Und die Nessel wächst hoch an geborstner Wand,
Aber höher die Distel am Ackerrand!

Es war ein Land, – wo bleibst Du, Zeit?
Da wogte der Roggen wie See so weit,
Da klang aus den Erlen der Sprosser Singen
Wenn Herde und Fohlen zur Tränke gingen,
Hof auf, Hof ab, wie ein Herz so sacht,
Klang das Klopfen der Sensen in heller Nacht,
Und Heukahn an Heukahn lag still auf dem Strom
Und geborgen schlief Stadt und Ordensdom, –
In der hellen Nacht, –

der Johannisnacht!

Es war ein Land, – im Abendbrand
Garbe an Garbe im Felde stand.
Hügel auf, Hügel ab, bis zum Hünengrab
Standen die Hocken, brotduftend und hoch,
Und drüber der Storch seine Kreise zog.
So blau war die See, so weiß der Strand
Und mohnrot der Mond am Waldesrand
In der warmen Nacht, –

der Erntenacht!

Es war ein Land, – der Nebel zog
Wie Spinnweb, das um den Wacholder flog,
Die Birken leuchteten weiß und golden,
Und korallen die schweren Quitschendolden,
Die Eicheln knirschten bei Deinem Gehn
In den harten Furchen der Alleen.
Ein Stern nur blinkte, fern und allein,
Und Du hörtest im Forst die Hirsche schrein
In der kalten Nacht, –

der Septembernacht!

Es war ein Land, – der Ostwind pfiß,
Da lag es still wie im Eis das Schiff,
Wie Daunen deckte der Schnee die Saat
Und deckte des Elchs verschwiegenen Pfad.
Grau fror die See an vereister Buhne
Und im Haff kam Fischer und Fisch zur Wuhne.
Unter warmem Dach aus Stroh und Ried
Klappte der Webstuhl zu altem Lied:
„Wi Beid', wi sönn noch jong on stark,
Nährn ons möt eigne Hände, –“

Und war ein Land, – wir liebten dies Land –
Aber Grauen sank drüber wie Dünensand.
Verweht wie im Bruch des Elches Spur
Ist die Fährte von Mensch und Kreatur, –

Sie erstarrten im Schnee, sie verglühten im Brand,
Sie verdarben elend in Feindesland,
Sie liegen tief auf der Ostsee Grund,
Flut wäscht ihr Gebein in Bucht und Sund,
Sie schlafen in Jütlands sandigem Schoß, –
Und wir Letzten treiben heimatlos,
Tang nach dem Sturm, Herbststaub im Wind, –
Vater, Du weißt, wie einsam wir sind!

Nie zu klagen war unsre Art,
Du gabst und Du nahmst, – doch Dein Joch drückt hart!
Vergib, wenn das Herz, das sich Dir ergibt,
Nicht vergißt, was zu sehr es geliebt,
Was Gleichnis uns war – und noch bleibt im Leid, –
Von Deines Reiches Herrlichkeit!

O kalt weht der Wind über leeres Land,
O leichter weht Asche als Staub und Sand,
Und die Nessel wächst hoch an zerborstner Wand,
Aber höher die Distel am Ackerrand!

(Aus: Ges. Werke Bd. 1, S. 185)



Bad Nenndorf, 1952

Agnes Miegel hatte zuerst nach der Rückkehr aus Dänemark mit vielen anderen Flüchtlingen Unterkunft in dem Münchhausenschen Wasserschloß Apelern gefunden. Von 1948 an bis zu ihrem Tode lebte sie in Bad Nenndorf, und dort ist 1952 diese Aufnahme gemacht. Das Gesicht ist voller, als wir es von früheren Bildern kennen, aber nicht, weil es ihr besonders gut geht, sondern das alte Herzleiden sie immer härter bedrängt. Wenn es sie überfällt, fühle sie sich „wie ein zugeschnürter Sack, aber nachher sei die Welt nochmal so schön.“

„... Und ich habe in meinem langen Leben gefunden, daß eine der dümmsten Lügen die vom Vergessen ist. ... Die Heimat zu verlieren, sie vernichtet zu sehen, geschändet, verwandelt, ferne alt zu werden, das eigene Volk zerstreut – was das bedeutet, wußten die alten Propheten, wußten Homer und Vergil ...“

schreibt sie 1935 im Merian Heft „Königsberg“ (12, VIII 1955 S. 11)

Das Leben ist nicht leicht, es liegt manchmal vor ihr „wie eine verwirrte Tocke Wolle“. Sie arbeitet und schreibt, bereitet die Gesamtausgabe vor, fährt zu Lesungen, die sie „maßlos anstrengen und meist schwere Depressionen hinterlassen“ – die einzigen, die ihr sonst heiteres Wesen kennt. Die Jahre beginnen und gehen mit dem Tod alter Freunde: Life is a hard battle, besonders im letzten Akt.

Aber da ist auch vieles, was sie freut: Besuche bei Freunden in Hameln, in Pyrmont und Minden. Sie führt eine große Korrespondenz, beantwortet jeden Brief mit einer Pünktlichkeit ohne Beispiel, und sie freut sich, wenn alte Freunde sie besuchen.

„Wenn aber in Nenndorf die Saison ausbricht, kommen die Menschen einen besehen wie Ruinen, nur, daß Ruinen schweigen. Niemand denkt daran, daß auch ein Dichter Zeit zur Arbeit braucht.“

Es kommen auch viele Schulklassen, und der Lehrer sagt: „Seht, das ist eine lebende Dichterin“, und diese hilft dann freundlich, wenn die Kinder in ihren Gedichten steckenbleiben.

Seit 1953 lebte Agnes Miegel – zusammen mit ihren beiden Getreuen Elise und Heimgart – in diesem Haus, das in Bad Nenndorf für sie gebaut wurde.

Elise Schmidt, gebürtig aus dem Ostseebad Neukuhren, damals zweiundzwanzig Jahre alt, ist Agnes Miegel durch ein gutes Geschick am Silvesterabend 1918 zugeführt worden, jung, sehr lebendig und mit dem treffsicheren Humor ostpreußischer Landkinder begabt. Fast sechsundvierzig Jahre lang hat sie den Haushalt geführt und der Dichterin, von der sie später adoptiert wurde, in selbstloser Hingabe gedient. Heimgart von Hingst, die in Apelern zu den beiden kam, war vierzehn Jahre lang der gute Geist für das Agnes-Miegel-Haus. Sie starb am 11. Mai 1978 und hinterließ eine große Lücke.



85. Geburtstag von Agnes Miegel. Festversammlung



Gratulation nach der Feier



Agnes Miegel mit ihren beiden Getreuen, Elise Schmidt-Miegel und Heimgart von Hingst am Tage nach ihrem 85. Geburtstag

Am 26. Oktober 1964 ist Agnes Miegel im Parksanatorium in Salzuflen gestorben. Sie hatte sich selbst auf dem Bergfriedhof in Bad Nenndorf den Platz für die letzte Ruhestatt gewählt und diesen Stein, der – rau und körnig – die Farbe und Gestalt der Düne hat, die das Wahrzeichen ihrer Heimat ist.



Obwohl kein anderer Dichtername so zwingend in uns die Vorstellung einer bestimmten Landschaft wachruft, obwohl ihre Landsleute sie die „Mutter Ostpreußen“ nennen, läßt sich das große und vielfältige Werk von Agnes Miegel nicht mit dem Begriff „Heimatlidung“ umgreifen. Sie ist zur Symbolgestalt des ostpreußischen Schicksals geworden, aber gerade weil sie so tief im eigenen Boden wurzelte, konnte sie auch die Welt draußen aufnehmen und in ihrem Werk gestalten.



Das Haus, das heute Gedenkstätte ist

Nach dem Tode der Dichterin hat die 1969 gegründete Agnes-Miegel-Gesellschaft dieses Haus 1971 erwerben können und dort eine Gedenkstätte eingerichtet. Während der dichterische Nachlaß dem Schiller-Archiv in Marbach übergeben wurde, bewahrt dieses Haus alle persönlichen Erinnerungen an Agnes Miegel. Das Wohn- und Arbeitszimmer ist so erhaltengeblieben, wie sie es verlassen hat. Alljährlich versammelt sich hier zur Zeit ihres Geburtstags der große Kreis der Mitglieder und Freunde. Und immer ist etwas da von der besonderen Atmosphäre, die wir im großen Kreise zu den runden Geburtstagen erlebten.

*

Es ist schwer, heute schon ihr dichterisches Werk in seiner Gesamtheit objektiv darzustellen, denn es ist in kein Muster zu pressen und vielseitiger, als es zunächst erscheint. Der Prozeß seiner Einordnung in die deutsche Literatur ist noch längst nicht abgeschlossen. Stimmen von Zeitgenossen – Kritikern, Literaten, Professoren, Schriftstellern – sollen nachstehend die starke Resonanz erkennen lassen, die ihre Dichtung ausgeübt hat und immer noch ausübt.

1928 schrieb Joseph Nadler in seiner Literaturgeschichte: „... Das Ereignis des neuen Jahrhunderts waren ihre Balladen, englische Vorwürfe . . . , der nüchterne Blutrausch des französischen Aufruhrs, ostpreußische Begebnisse von der Wucht des Geschehenen, Sagen wie die vom Menschenweib, das den Wassermann freite, und „Die Nibelungen“. Da ist, was geschah und noch geschehen wird, zusammengedrängt in die eine Szene wie Volker spielt, noch enger in das dämonische Flammzittern auf Kriemhilds Händen, ja in den einen grausamen Lacher der Hunnenkönigin . . . Diese wählerische und sparsame Kunst, die von den zwei einfachsten Schlägen des Herzens lebt, die mit jedem Ton das einzig Mögliche trifft, die bei freiestem Tonfall jedes Verses die härteste Strophe entfaltet, hat der ostpreußischen Wortkargheit, der Einsamkeit und verschwiegenen Größe der Ostnatur Stil gegeben . . .“

Gero von Wilpert in „Deutsches Dichterlexikon 1963“: „... Lyrikerin und Erzählerin aus christlichem Weltbild mit herben volksliednahen Gedichten und balladesken Novellen um Landschaft und Menschen ihrer ostpreußischen Heimat in traditionellen Formen und bildstarker Sprache. . . bedeutendste deutsche Balladendichterin der Gegenwart. In ihrer innerlichen Dichtung treten Ereignisse und Charaktere zurück gegenüber einer tragisch-schwermütigen Stimmungskunst um die ewig menschlichen Grundthemen Natur, Kindheit, Heimat, Liebe, Kampf und Tod mit Steigerung des Realen ins Unheimlich-Hintergründige . . .“

Inge Meidinger-Geise im Jahrbuch der Albertus-Universität Bd. XI 1955: „... Die 'größere Heimat', die im Geistigen Ursprung und Ende, Geborgenheit und Wirkungsweite besitzt, lebt hier unverfälscht. Man hat Agnes Miegels Werk oft allzu einseitig sehen wollen, bestimmt von Schwere (Schochow), bestimmt von 'preußischer Helle' (Plenzat). Das Gesamtwerk aber dehnt sich weiter und reicht tiefer als charakterisierende Einschränkungen, die zugleich das ostpreußische Wesen einseitig festlegen möchten. So wie Agnes Miegel in ihrer Neuausgabe der 'Gesammelten Gedichte' die 'Stimme des Herzens' und die 'Stimme der Heimat' sprechen läßt und beides weiträumige Ganzheit bedeutet, lebt ostpreußisches Wesen in dieser Ganzheit weiträumig und vielschichtig. Wir dürfen heute schon sagen, daß Lyrik und Prosa Agnes Miegels 'Stimme im Osten' sind im eindeutigen, bleibenden Sinne: es vereinen sich hier kosmische Helle und dämmernde Ursprungsweite, seelische Kraft, das Leben zu bejahen und zu meistern, die auch das Abgleiten kennt in Bereiche, wo all dies einem Getragensein und Gemeistertwerden gleicht; es vereinen sich realistische und magische Zeichen und werden Fabel, Bild, Sprache. So darf Agnes Miegel zum Geleit der Flüchtlingsgedichte als Bekenntnis und Dank aussprechen, was Werk und Schicksal zugleich charakterisiert und bedeutungsvoll bleiben läßt.“

Heinrich Zillich im „Ostpreußenblatt“ vom 6. März 1954: „Agnes Miegel umfaßte dies alles, die Helle wie das Düstere. Sie lieb dafür das göltige, das verewigende Wort und den selbst Erzählungen bronzen anschlagenden Balladenton, der ihr Werk durchdröhnt. Daß eine Frau die Lebensfülle einer solchen Landschaft, ob rein oder verrucht, zu bannen wußte, die Sterne darüber nicht vergaß, die Hölle darunter ersichtete, dabei keiner umfangreichen epischen Schilderung bedurfte, sondern mit Vers und knapper Novelle das ganze Weltgetümmel wiederzugeben vermochte, ist wunderbar. Indessen, warum nicht eine Frau? Im Osten war dem Weib kein anderes Los beschert als den Männern. Ihm drohten dieselben Nöte, und Feinde vernichteten es noch ärger.

Damit aber stoßen wir auf das Ungeheuere im Werk der Miegel. Wenn sie scheinbar vergangene Zeiten so bluthaft beschwört, daß uns ein Schauer den Rücken hinabläuft, dichtete sie die Zukunft voraus, unser aller, der Ostdeutschen furchtbares Los der Vertreibung, Vergewaltigung, Beraubung, Ermordung. Die Ritter ihrer Erzählung trabten ins Verderben, – das war einst und war jetzt, und das Verderben ist noch da und einmal, vielleicht, ebbt es zurück. Und daß sie ein verschlepptes Mädchen, lange, ehe solcher Jammer in unsere Gegenwart trat, schilderte, wie es unter dem Wolfsgesetz der struppigen Räuber zum Weibtier verhärtet, das war in den vergangenen Jahrhunderten und ist wieder geworden. Und daß ein Heer von Flüchtlingen, von dem eine Ballade der Miegel berichtet, sich auf dem Fährboot drängt, war einmal und geschah wieder zu unserer Zeit, und auch die Dichterin floh über das Wasser, und das ganze Volk Ostpreußens, oh nicht nur dies, auch die Deutschen vieler Provinzen, die ganze Grenze, floh.

Es wäre manches über Leistung und Zauber dieser seherhaften Dichterin zu sagen, doch das eilt nicht. Dafür steht endlose Zeit zur Verfügung. Es werden Geschlechter nach Geschlechter versinken, und immer wird das Werk der Miegel weiterblühen, mütterlich mild, frauenhaft warm, mädchenhaft süß und unbegreiflich großartig, normenhaft wissend, wo es an die Geheimnisse des Lebens und der östlichen Welt rührt und sie aufreißt, auch wird ihr Antlitz noch im Abbild die Nachfahren beglücken, wie es mich beglückte, wenn ich ihm nahen durfte und den gütigen Blick der Augen fühlte. Es werden Scharen von Ausdeutern in den unsterblichen Gedichten immer neue Herrlichkeiten entdecken; es hat Zeit damit.“

Paul Fechter im Nachwort zu Agnes Miegels Gesammelten Werken Bd. VI:

„... Ein wenig heiter stimmt angesichts dieser großen Dichtung der immer wieder auftauchende Versuch, aus Agnes Miegel so etwas wie eine ostpreußische Heimatdichterin zu machen. Gewiß, das östlich Landnahe, Boden- und Weltnahe dieser Frau ist der entscheidende Grundzug ihres Wesens, aber eben nur der Grundzug, über dem (und unter dem) alles weitere ihres Werkes wächst, das viel weiter greift als der an sich sehr schöne und für den deutschen Osten heute zehnfach bedeutungsvolle Begriff Heimat es zu umschreiben vermag. Agnes Miegel hat aus der Welt des deutschen Ostens wunderbare Verse empfangen, Verse, die heute Kraftquellen für Tausende und Abertausende sind, mögen es nun Balladen, wie die von den Frauen von Nidden und die von Henning Schindekopf sein, oder die herrlichen Verse an die Heimat (heute in der Ge-

samtausgabe heißen sie „Alte Heimat“). Da hat sie den Mut, östliche Kinderworte wie das von der Musche (es muß mit dem stimmhaft weichen sch-Laut der slawischen Sprachen gesprochen werden) mit einer Steigerung der Wort-Echtheit um die Kinderwelt zu gebrauchen, die heute weit über den bloßen Literaturbereich hinaus eine ganz starke Lebensbedeutung bekommen haben. Zu den nicht eben kleinen Sorgen auf allen Gebieten unseres Volksdaseins ist heute als eine der schwersten die Sorge um das ererbte alte Sprachgut der östlichen Stämme, um das Schlesische, das Oberschlesische, vor allem aber die um das Preußische gekommen. Ein Menschenalter noch und die ganze wunderbare dichte Welt um das Werderplatt und das Platt der Höhe, um die Samlandmundart und das Pregeldeutsch bis hinauf zu Inster und Angerapp ist versunken, wenn nicht die Dichtung hilft. Und zwar eine Dichtung wie Agnes Miegel sie mehr als einmal gebracht hat – in Versen, in denen die alte, geschlossene, heute in tausend Einzelne zerrissene Welt des Landes Preußen mit ihrer Breite und ihrem Behagen, ihrer Kraft und ihrer wunderbaren Zärtlichkeit fortlebt und weitergereicht wird an neue Generationen, die den heutigen Widersinn wieder zurechtgebogen haben werden.

Agnes Miegels Ruhm ruht im wesentlichen auf ihrer Lyrik. Mit Unrecht; denn wie schon gezeigt, hat die Erzählerin, und zwar nicht nur die der Geschichten aus Alt-Preußen Dichtungen gegeben, die mit ihrer großartig unmittelbaren Visionskraft aus letzten Tiefenschichten der Seele sich unmittelbar zu dem Größten und Wesentlichsten stellen können, was wir an deutscher Erzählung besitzen. Von der Fahrt der sieben Ordensbrüder war bereits die Rede; diese Vision aus dem Grenzbereich von Westen und Osten aber steht nicht allein: das gleiche Thema ist der Dichterin immer wieder nachgegangen, als ob in ihr wirklich 'längst vergessener Völker Müdigkeiten' fortleben und jenes Urgefühl des Eingewordenseins, von dem es einmal in einem heute doppelt geheimnisvollen Gedicht heißt:

„Woher wir kamen, wir wissen es nicht
Wohin wir gehen, wir wissen es nicht.
Mit Euch geschmiedet zu einem Volk,
Mit Euch zu einem Glauben geglüht,
Sahn wir stürzen das Heiligtum,
Sahen vergehn wir Herrscher und Volk,
Sehn wir versiegen den Met im Horn.
Wohin wir gehen, Ihr und wir,
Wir wissen es nicht. –“

Der Buchenwald

Es war der schönste Wald, den ich gekannt,
Mit einem fremden, reichen Märchenleben.
Mohnblüten brannten rot an seinem Rand,
Und Rehe tranken abends aus den Gräben.

Nur ein paar kurze Sommerstunden sah
Ich kinderglücklich jene alten Buchen –
Und doch, ich weiß es: ist mein Sterben nah,
Werd ich im Traum nach jenem Walde suchen.

(Aus: „Gesammelte Gedichte“, S. 15)

September

Dies sind die liebsten Tage mir im Jahr:
Die ersten Asten blühen in den Beeten,
Die Luft ist kirchenstill und blau und klar
Und ganz erfüllt vom Dufte der Reseden.

Kein Vogelschlag durchklingt den Sonnenschein
Doch unablässig zirpen die Zikaden, –
Bei ihrem Schwirren in den Abendschein
Geh, Seele, satt von Welt und Sonne ein,
Ein müdes Kind, zu letzten Schlummers Gnaden.

(Aus: „Gesammelte Gedichte“, S. 16)

Meinen Salzburger Ahnen

Das dank ich Euch:
Das schwere Blut der Niederung,
Das sachte Blut von Werft und Deich,
Durch Euer Blut ward's wieder jung,
Und liederfroh und weich und reich!
Und nahm dies Land,
Dies herdenbunte Wiesenland
Um das der singende Seewind strich, –
Als schmiegte einem Kinde sich
Schnobernd ein Fohlen in die Hand.

Das dank ich Euch:
Daß tief in meiner Seele Hut,
Lang, eh mein Aug die Tauern sah, –
Der Fernerkette Bild geruht.
Im Morgenglanze stand sie da,
Viel strahlender als Wolkenflug
Über dem grünen Wiesental
Um das der Föhn die Schwingen schlug, – –
O Bild, das Blut und Seele trug
So, wie es aus singender Brüder Zug
Der Ahne sah

zum letztenmal – – –

(Aus: „Gesammelte Gedichte“, S. 118)

Zum Gedächtnis der Tiere

Es sanken in der Heimat zu Asche Stadt und Ordensdom
Und Kahn und Prahm und Schlitten versank in Haß und Strom.

Wie leere Waben starteten verlassen Laubenhaus und Dorf.
Der Scheune Erntesege verschwelte wie im Moor der Torf.

Die Distelflocken deckten wie Leichenlaken Feld und Flur
Und Schnee und Wölfe leckten Gebein von Mensch und Kreatur,

Die Gott mit uns erweckte aus gleichem, grünem Heimatland,
Mit deren Sein und Werden er unser Sein verband.

Was bellend uns begrüßte, Treue, die niemals trog,
Die froh zu Fest und Jagen und still mit uns ins Elend zog, –

Was weich mit leisem Schnurren um unsre Kniee strich
Und aus dem warmen Stalle zur Milch in warmer Küche schlich, –

Und was in grüner Koppel an seiner edlen Mutter sog,
was spielerisch und schnobernd sein Fohlenhaupt durchs Gatter bog, –

Was über braunen Acker geduldig zog den schweren Pflug,
Und auf vereisten Wegen im Treck uns von der Heimat trug, –

Was in den Weidegärten am Erlenbach zur Tränke ging,
Schwarweiße Herdbuchherde, der schwer von Milch das Euter hing, –

Und was beim Morgensterne erwachte, wenn der Hof noch schlief
Und Herr, Gesind und Herde laut krähen an ihr Tagwerk rief, –

Was flaumige Kleine führte durch blühender Wiesen Gräserhain,
Noch fremde Brut betreute, lockend, als wäre sie sein, –

Was abends aus den Zweigen geleuchtet mit dem Purpurkamm,
was schnatternd, weiß und daunig auf blankem Teich und Tümpel
schwamm, –

Was Leid und Freude teilte mit Herr und Hof im alten Heim,
Was summend aus den Linden eintrug den goldnen Honigseim, –

Von altersher den Unsern so lieb wie gute Geister war, –
Glückbringende Gefährten wie auf dem First der Adebar, –

Sie Alle, uns gegeben zu Dienst und Ruhm in unsre Hand,
Sie Alle sind vergangen in Angst, in Not, in Blut und Brand!

Der sie wie uns erweckte, zählte auch ihren Todeshauch.
Der Unschuldig-Gestorbenen, hilflos am Weg-Verdorbnen, –
O Welt, gedenke ihres Leidens auch!

(Aus: „Gesammelte Gedichte“, S. 177)

Herbstfahrt

Es war im Reich Nirgendwo, im Land Nimmermehr.
Von den Wiesen, goldgrün im Spätnachmittagslicht, trieb der warme Wind den Duft
des Grummets. Von den Birken am Chausseerand, deren Stämme rosig vor der Vergiß-
meinnichtbläue des Septemberhimmels glänzten, taumelten erste gelbe Blätter-
herzen in unseren Wagen. Rote Quitschen leuchteten von den Feldwegen zwischen
glänzenden Stoppeln, zwischen dem Saum goldgelben Rainfarns, am Rand des braun-
violetten Ackers. Ein feines leichtes Sausen wehte um unsere Stirnen beim Fahren, der
Dunst der Goldfuchse, der kräftige Geruch des Ledergeschirrs. Und über allem der
wilde herbe Duft des Blumenstraußes, den du im Schoß hieltest. Letzte Kornblumen,
Maßliebchen, Skabiosen, helle Glockenblumen, gelbe Katzenpfötchen, eine Nacht-
kerze, die sich licht und selig öffnete, hell wie ein Zitronenfalter. In all die Blumen hingen
die großen, runden, rotflamenden Perlen deiner Bernsteinkette.

Der Wagen knarrte leise, fuhr langsamer, bergauf in einen weißgoldenen Abendweg.
Kühler wehte der Wind, ein großes Glänzen unten zwischen den Wiesenhängen spie-
gelte Himmelsbläue und zarten Wolkenduft perlmuttern wider.
O wie schön war der See!

Dann hielt der Wagen und wir blickten über das leuchtende Wasser, in das feuchte
Grün der Erlensäume, nach den rotglühenden Kieferstämmen am andern Ufer, auf den
geheimnisvollen Urwaldfrieden des Inselchens, das unerreichbar in dem lichten Frie-
den schwamm.

Und eine greise Hand, zart und welk, mit altmodischen zu weiten Ringen auf den hage-
ren Fingern, deutete hinüber zu der schwarzen Spur, die ein Taucher in den silbernen
Glanz zeichnete: „Dort versenkte der Vater unsere Kasette, damals beim Aufruhr!“
Und ein vorwitziger junger Mund, mein Mund, fragte gedankenlos, tief geneigt auf den
bunten Strauß: „Wie ist Aufruhr?“
Und die sanfte alte Stimme sagte:
„O Kind – wie Krieg!“

Und eine andere Stimme, ebenso gedankenlos sommerselig sagte:
„Krieg – ach Ochen, – Krieg – das kann ich mir gar nicht denken . . .“
Die zarte greise Hand liebte die Bernsteinkette. „Nein, das könnt ihr nicht. Die Kette,
die weiß es. Die ist noch aus dem großen Krieg von Anno Dreizehn . . .“
Und wir blickten alle, sogar der Alte auf dem Bock, auf die lange glänzende Bernstein-
kette. Auf jeder einzelnen der großen Perlen lag die Abendsonne. Rot flammte das
Licht. Und feurig glühend, purpurn und scharlach, rotbraun und golden durchströmt
strahlte der Bernstein.

„Es wird kühl, wir wollen nach Hause!“ sagte die liebe alte Stimme. Ein ganz leises Zit-
tern war darin.

Hinter dem weichen Rund der riesigen Kastanienglocke glänzte das Haus im Abend-schein. Königlich stand die alte Esche dahinter vor dem hellen Abendhimmel. Das Vieh brüllte vom Hof, eine Harmonika dudelte am Gärtnerhaus.

Und wir lachten und hakten ungeduldig die Kutschdecke los. Da stand ja schon das Mädchen auf der Verandatreppe und oben war der Tisch gedeckt. Silber blinkte, blau-bunte Tassen glänzten, die bunte Herbstherrlichkeit des Dahlienstraußes glühte aus der grünbraunen Dämmerung.

Wir sprangen heraus und streichelten Tell, den guten alten Tell, der gelbäugig und zärtlich seine Schnauze an unseren Knien rieb, und zogen an seinen weichen braunen Ohren. O wie schön, so nach Hause zu kommen. Immer, immer würde es so sein! Und wir küßten uns rasch und lachend und küßten das geliebte, zarte, alte Gesicht in einem Wirbel von Glück und Dankbarkeit, in dem strahlenden Glauben an die Dauer des Glücks, wie ihn nur die Jugend kennt! Das war im Reich Nirgendwo, im Land Nimmermehr.

(Aus: „Aus der Heimat“, S. 7)

Kleines Gespräch

Sie saß in dem großen schwarzlackierten Korbstuhl vor den weißgestrichenen Läden des breiten Stiftsfensters, ihre schmalen, kinderhaft zarten Hände lagen gefaltet auf dem buntgestickten Fensterkissen und ihr stubenblasses Gesicht mit dem seltsam ruhigen und gespannt horchenden Ausdruck der Blinden war ein wenig zur Seite und nach unten geneigt, wo ich auf dem Fenstertritt zu ihren Füßen kauerte und mit dem Kopf an ihre schwarze Alpakaschürze gelehnt erzählte. „Weißt du, Lusche, ich habe so ein wundervolles Buch aus der Schulbücherei bekommen. Es heißt 'Sina' und ist von derselben, von der 'Cornelli' war, das ich dir damals in Löwenhagen vorlas. Sina ist ein Mädchen, ein großes Mädchen, und denk bloß, die studiert grade wie ein Mann und lernt Doktor, richtig Doktor. Aber sie ist auch aus der Schweiz, da geht das.“ „Das möchtest du wohl auch?“

Es blieb eine Weile ganz still auf diese Frage. Meine blinde Vatersschwester hatte wieder einmal etwas gehört, was ich selbst noch gar nicht klar gedacht hatte. Dann sagte ich: „Das wäre fein!“ Aber gleich danach fiel mir mein Osterzeugnis ein und ich meinte, daß das wohl sehr schwer sein möchte, „und sehr teuer“, sagte Tante Lusche, die bei aller sensiblen Hellhörigkeit immer auf dieser Erde blieb, während ich mit steigender Bewunderung und wachsendem Ehrgeiz an die strebsame Schweizerin gedacht hatte: „Es muß doch aber sehr schön sein, so zu lernen!“ „Sehr!“ sagte Tante Lusche in einem Ton, dessen Schwere selbst mich in meiner vierzehnjährigen Unbekümmertheit aufhorchen ließ.

Es war eine ganze Zeit später, ich war schon eingesegnet und aus der Pension zurück, als ich wieder einmal bei ihr saß in einer behaglichen Schummerstunde, als das Later-nenlicht auf dem warmen lila Kachelofen glänzte und ich ihr eben erzählt hatte, wie schwer es sei, daß die Eltern nach den mißglückten Versuchen mit der Musik es bei mir nun mit dem Malen versuchten, – da sagte ich: „Ich weiß aber sehr was Gutes, was man jetzt werden kann. Ich werde Hebamme!“

„Ich dachte, du wolltest Doktor werden?“ meinte Lusche. Aber ich erklärte unbe-kümmert, daß dieses viel schneller ginge und reichlich so nützlich wäre, man brauchte dazu weder Latein zu lernen, noch selbst ein Kind zu kriegen. Ich war sehr beleidigt, daß sie diese Rede nicht so ernsthaft nahm wie ich sie meinte. „Ich habe mich genau erkun-digt“, sagte ich beinah weinend, „und man kann damit furchtbar viel Geld verdienen!“ Meine Beraterin meinte, wenn auch ihre Bekanntschaft mit den Vertreterinnen dieses Berufs nicht allzu groß wäre, so hätten sie ihr doch nie den Eindruck von weiblichen Krös-sussen gemacht. Nach längerem Erwägen von Berufen, die ohne Abitur auch ins Medi-zinische führten, entschieden wir uns schließlich für die Schwesternhaube.

„Es wird ja auch da was geben, wo du kleine Kinder wickeln kannst“, meinte Lusche, obgleich etwas Derartiges uns beiden noch nicht bekannt war. „Alles ist bloß für die Jungens. Wer ordentlich lernen kann, der kann auch Geld verdienen.“ Wieder kehrten unsere Gedanken zu Sina zurück und ich erzählte von einem jungen Mädchen, das ich gesehen, das in Dresden auf einem Jungengymnasium das Abitur gemacht und in der Schweiz studieren sollte. „Nett sah sie aus. Sie hatte auch Zöpfe, nicht kurzes Haar wie eine Russin.“

„Schwer wird sie es haben“, sagte die alte Stimme über mir. Als ich fragend auf sah, strichen die zarten Hände mein Haar. „Wieso? Kind, wie heißt es: den ersten beißen die Hunde. Die nachher – die haben es leichter. Und der dritte vergißt und denkt, das muß so sein. Und die Hunde denken es auch.“

Ich begriff nicht, was sie meinte. Ein klein bißchen war ich noch gekränkt wegen des Ausgelachtwerdens. Ich hatte es mir so wunderhübsch gedacht wie Frau Holle am Kinderteich zu sitzen und die kleinen Zappelchen herauszufischen. Außerdem erfüllte mich Grausen, wenn ich an meinen Malkasten dachte, so reizend auch die Pausen mit meinen Leidensgefährten waren. „Denk dir, Lusche, ich kann auch Gedichte machen! Willst du eins hören?“

Aber da wehrte sich meine Beichtigerin, sie meinte, das hieße die Verwandtschaft aus-nützen, das wäre genauso wie Röteln, es gehörte dazu, ginge aber so schnell und leicht vorüber, daß man es nicht publik machen müßte. Und wenn ich einen guten Rat von ihr annehmen wollte, so möchte ich erst mal meine Pinsel für immer auswaschen, dann aber auch bedenken wie kostbar Tinte, Feder und Papier wären und daß Reimen weder für Kinderwickeln noch Fiebermessen die richtige Vorbereitung wäre. Wenn auch ihretwegen schon in der Ecole gerne das Abiturium verlangt sein könnte, ja, sie hätte dem lieben Gott wortwörtlich auf Knien dafür gedankt – so sollte ich mich doch freuen, daß in Anbetracht meines Lerneifers dieses noch gnädig an mir vorbeige-gangen. Ich hätte doch aber so ein nettes Interesse für Kochen und Hühner gezeigt (obgleich sie und ihre Familie das letztere als ein Erbteil von ihrer Seite ablehnen müßten), und wie wäre es, wenn ich vorläufig mich weiter mit diesen Dingen beschäf-tigen möchte? Schaden könnte es keineswegs, In dem ersteren wäre mir ja in Tante Usche samt den seit der Einwanderung auch für ostpreußisches Klima bewährten Familienrezepten, für das zweite und alles sonst irgendwie Agrarische in der Mutter der beste Lehrer gegeben. „Und ich denke, wenn du noch was wissen willst, kannst du auch weiter den Vater fragen. Geh herum und sieh dir ordentlich die Welt an, mit der Königs-straße hier draußen kannst du gleich anfangen. Es gibt ja auch da noch anderes zu sehen als Begräbnisse.“

Mein Beifall war ungewohnt kleinlaut und ich murmelte etwas von geistiger Beschäftigung. Da lachte die Blinde ihr stilles Lachen und sagte: „Meinst du damit das Gedichtemachen? Mancher behält das bis ins Schwabenalter. Aber ich will hoffen, daß du nicht zu denen gehörst.“

Nun lachte ich auch schon wieder. Ich war aufgesprungen und stand an ihrem Lehnstuhl. Meine Hände strichen über den seidenweichen Scheitel, über die schönen festgeformten Schläfen, die hohe Stirn, die sich müde an meine Schulter lehnte. Dann sagte Lusche sehr leise: „Ich möchte wissen, wenn ich jetzt wiederkäme, gesund, mit klaren Augen und ich könnte lernen, immerzu lernen, alles, wie die Jungen, Latein und Mathematik, und dürfte studieren, – wie ich dann wohl sein möchte! Kannst du mir das sagen?“

Es war beinahe zwei Menschenalter später in dem hübschen farbigen Zimmer der jungen Privatdozentin in Süddeutschland. Das elektrische Teekesselchen summte, der Lichtschein der Schreibtischlampe floß mild aus dem gemalten Schirm über die Holzsnitte an der grünen Wand und sehr hell auf Gesicht und Gestalt meiner jungen Gastfreundin, als sie mir die Tasse herüberreichte. Ich sah den seidenweichen blonden Scheitel, die schönen festen Schläfen, die hohe Stirn. Ich sah zwei klare, helle Augen, in denen das schöne Licht des Geistes ruhig und erwärmend strahlte.

Aber es war zu spät, um Lusche davon zu erzählen. Oder vielleicht auch noch zu früh. Denn wie alle Leute, die selbst im Schwabenalter nicht klug werden, überstürzte ich mich nicht mit endgültigen Weisheiten.

(Aus: „Aus der Heimat“, S. 103)

Mein Rhein

Zu den Dichtungen, die mit den Sommer- und Wintergestirnen an unserem Himmel aufstiegen und gingen, gehörte, wie zum Februar der „Wallenstein“, zum Frühherbst „Hermann und Dorothea“. Wenn des Laurentiusschwarms silberne Tränen in blauer Augustnacht verstoben waren, wenn in der Holzveranda unserer Strandwohnung am Abend die Petroleumlampe über die helle Decke und den ersten bunten Astenstrauß strahlte, dann lasen die Eltern abwechselnd die Geschichte der Flüchtlinge, die beide besonders liebten, als klänge in ihnen, der Salzburgerin und dem Reformierten, Erinnern aus Ahnenerlebnis im Herzen mit. Die liebsten Stellen und den herrlichen Schluß, auf den wir in immer neuer Begeisterung schon warteten, las der Vater. Stets auch mit großer Bewegung die Worte des Wirts zum goldenen Löwen, die er über dem grünen Römer, an dem glänzend gebohten, runden Tisch zu den Freunden spricht: „Wie begrüßt' ich so oft mit Staunen die Fluten des Rheinstroms, wenn ich, reisend nach meinem Geschäft, ihm wieder mich nahte! Immer schien er mir groß und erhob mir Sinn und Gemüte.“

Jedesmal mußte ich sie nachsprächen – ich wußte nicht, wieviel Sehnen da in den Eltern und den andern (denn immer war ja auch wer von der Verwandtschaft dabei zu Gast) bei diesen Versen aufklang. In dem Vater lebte der Wunsch, einmal nur den Rhein zu sehen, schon seit Kindestagen, als er mit seinen gleichaltrigen Freunden Bulwers „Pilgrims of the Rhine“ gelesen hatte. In der Mutter, weil ihr die ganze Welt im Westen

wie ein lockendes, unerreichbares Bilderbuch schien. Reisen war damals noch eine beschwerliche und recht teure Sache, die unsereins sich meist nur durch Krankheit schwer erkaufte. Fuhren Mutter und ihre Freundin alle paar Jahre mal im Mai nach Karlsbad, so wurde zwar nicht mehr vorher zum Abendmahl gegangen, wie es der Großvater vor seinen Badereisen nach Salzbrunn tat, aber es wurde doch rundum bei jedem der Verwandtschaft einzeln Abschied genommen und schon bei der Abreise eine kleine Summe bereitgelegt für die Mitbringsel, die sie alle erhielten, wenn sie nach der Rückkehr kamen, um sich nach Mutters Befinden zu erkundigen.

So war's ein Erlebnis auch für die Großen und Alten der Familie, als ich, eben achtzehnjährig, wirklich an den Rhein kam, dank einer lieben Schulfreundin, die ins Elsaß geheiratet hatte. Daß ich auf der Hinfahrt, überwältigt von der langen Fahrt und der ungewohnten Frühsommerglut, ihn verschlafen hatte, traute ich mich nicht zu schreiben – ich unterschlug ihn im ersten Bericht, hatte auch zuviel anderes zu sehen. Das liebliche und über alle Begriffe fruchtbare Land mit seiner Linden- und Rosenblüte beglückte mich so sehr, die kleine Stadt mit dem Trompetengeschmetter in der Frühe, den Signalen am Abend, dem Duft der weißen Nelken über den Wällen, dem blauen Schwarzwald und den blauen Vogesen, die ihre Ebene einfaßten, war für mich so reich an Entdeckungen, daß ich gar nicht darüber hinaus dachte. Bis wir an einem Tag nach Straßburg fuhren und beim ersten Blick des Münsters, diesem sonderbaren und nie zu vergessenden Kirchenbild, das die grüne Au emporhält wie eine Heilige, eine stille frohe Erwartung mich erfüllte, die etwas von Wiedersehensfreude hatte. Als ich dann den Rhein nun mit Bewußtsein sah, dieses Wasser, das so ganz anders war als die sachten Ströme der norddeutschen Niederung, nicht dunkel wie sie, sondern berückend in seinem strudelnden, flutenden, undurchsichtigen Lichtgrün – da erfüllte mich weit über die Begeisterung meiner Jugend ein unaussprechliches Gefühl – dasselbe, wie beim Anblick des Münsters, aber noch viel mächtiger und mich selbst fortwirbelnd, wie die Flut einen kleinen Zweig weitertreibt. Etwas wachte in mir auf, so deutlich, wie die Erinnerung an die Meinen daheim auf der bohnenublühten Holzveranda: da war eben dieses Wasser, von hellem Sonnenlicht funkelnd, breit und mächtig hinströmend mit fröhlichem Gegurgel an das Ufer eines alten Gartens zu seiner Rechten – tief hingen die Zweige der alten Linde über die grasige Böschung. Heimat war's, tiefbeglückend empfunden und nie vergessen – –

Nie wieder kam ich dorthin. Aber immer wieder zog mich dieser Strom zu sich. Immer wieder dachte ich, ich müßte jenen Garten finden, der mir deutlicher und näher schien mit jedem Mal. Deutlicher war er als die bunte Wirklichkeit, die an mir vorüberzog auf der schönsten Rheinfahrt, als ich an einem strahlenden Johannistag flußaufwärts fuhr auf einem Schiff wie ein weißer Salm. Die Schiffe, die uns entgegenkamen, viel rascher als wir, waren bunt und lustig voller Leben, trugen – Kohlenschlepper, Dampfer, Boote – die vertrauten Namen der großen Konzerne, aber doch war's und blieb's das Land, in das der lichte Vogel mit seinem Lied den jungen Mönch von Heisterbach lockte. Denn wie konnte es ein anderes Land sein, ein Landkartenland, in dem es die Sieben Berge gab und den Lurleifelsen, das Deutsche Eck und diese schwebend-zarte Kapellenruine? Wie konnten es richtige Weinberge sein, diese blauschimmernden Tempelterrassen unter den verwitterten Burgen, die im Sonnenlicht wie Feuertürme glühten? Und ganz und gar Märchenwelt war die Stadt, die ich in der Abenddämmerung durchwanderte, eine seltsame, wein- und rosenduftende Stadt, in der die freundlichen Menschen, die ich um Auskunft fragte, mir lächelnd etwas Wohlklingendes und ganz und

gar Unverständliches erwiderten, was Abendgeläut und Wasserrauschen auftranken. Eine Stadt, von der mir dann Landsleute, denen ich begegnete, sagten, daß es Mainz wäre. Was ich heut noch nicht glauben kann, denn es war nur ein entzückendes Märchengewirr von alten Gassen, verträumten Höfen, von vornehm ruhigen Plätzen, über die ich bestimmt kein Auto gleiten sah – und wo mein Garten ganz fern war, so viel schöne rosenbunte Gärten ich auch sah!

Schön war diese goldne, fürstliche Stadt – aber ein großes Heimweh überfiel mich dort in der blauen Sommerdämmerung nach dem alten Köln, das versunken im Strom schien. Köln, „boven allen Städten schön“ und boven allen meiner niederdeutschen Seele teuer. Letzte Vorburg meiner Sprache am Rhein, Vatersmuhme, die uns schallend mit vertrautem Gruß begrüßt, mit derbem Spaß, die uns noch einmal mit der nahrhaften, reichlichen, fetten Kost der grünen Ebene bewirtet, mit schwarzem Brot und rosigem Schinken. Und die uns dabei die allerschönsten Legenden erzählt, von den Heiligen Drei Königen, den tapferen Märtyrerrittern und der heiligen Ursula, die so kam, wie es sich für eines Königs Kind gehört, so weit Kiel rauscht, so weit sich Segel bauscht, über die graue See, über den grünen Strom –

Köln, das ich sah, als ich jung war, Hand in Hand mit meiner Liebsten-Besten, wo es uns trotz der langen Röcke und aufgesteckten Zöpfe ein ganz großes Erlebnis bedeutete, gerade hier unseren Zehner in den blauen Stollwerkautomaten zu werfen! Denn hatten wir nicht mal fest geglaubt, daß Köln eine Stadt aus lauter Schokolade wäre, mit Dächern aus gebrannten Mandeln und rotgrünen Drops? Gerade wie Aachen für uns das Pfefferkuchenhaus aus dunklen Printen, zuckerandigen war, das uns jeden Advent ein goldbedrucktes Päckchen für unseren bunten Teller sandte! Nein, es war nicht Schokolade, es war gottlob ein Wunder aus Stein, dessen Gewalt unsere unbeschwerten Herzen ergriff – es war Glockenruf, hummelsanft dröhnend wie der unserer alten Türme, heimatlich winkend und tröstend, als wir beide zum erstenmal in die Fremde fuhren.

O Köln –! Hast du nicht meine Liebe erwidert und mir hundert schönste Stunden geschenkt? Dein dunkles Bild im Abendglüh über der Brücke, deinen Dom, weißsprühend wie ein Lichtschloß über dem mächtigen Rhein? Sanfte Geborgenheit nach unruhigen Reisetagen in dem kleinen heimischen Zimmer, in das wie ein Wiegenlied immer wieder das Geläut deiner Glocken klang? Gabst du mir nicht den schönsten, geheimnisvollsten Niklasmorgen, als ich im krümelnden Schnee durch deine dunklen, morgenstillen Gassen zur Bahn ging, an lauter edelsteinbunten Kirchen- und Kapellenfenstern vorbei, bei Orgelklang und frommem Singen, mit der Gewißheit im Herzen, daß dieser Tag mir etwas besonders Schönes schenken würde? Bestätigte es mir nicht der mohnrot leuchtende Mond, der über dem Rhein in der tiefen Bläue des Frostmorgens niedersank?

Aber es kam ein Bahnhof wie tausend andere, eine Großstadt wie andere auch (o Köln, welche Stadt kann einem nach dir gefallen?), es kam ein neues, helles Haus, voll schönen Geräts und lieber Kinder.

Aber es geschah, daß ich beim Auspacken an das Fenster des Mansardenzimmers trat und durch den weißen Frostnebel zwischen schattenhaften Bäumen den Rhein sah und drüben das verschneite Bollwerk und einen weiten Platz – und wie vom Blitz getroffen, mit dem Kopf auf der Fensterbank einschliefe.

Und dann ging ich im Traum über den frostdampfenden Strom auf den Platz. Vor meinen Augen verwandelten sich die Häuser, die Menschen, die Wagen und die Schiffe auf dem Wasser. In ein altes Haus ging ich, wie man in seines Vaters Haus geht. Vertrautes Gerät stand in der Halle, vertraut war die Treppe, die Tür, die sich aufklinkte.

Menschen in verschollener Tracht sahen mir entgegen, langvermißte, die mich lächelnd begrüßten. Sie traten mit mir an das hohe, vorhanglose Fenster, sie wiesen über den Strom und eine Stimme sagte – sanft und murmelnd klang's, wie Wellen an grasige Böschung schlagen, wie Strömung strudelt um den Stein am Ufer, um den Kiel eines geteerten Bootes, wie Wind rauscht in den sonnedurchschienenen Lindenzweigen, die darüber hängen: „Komm, Kind, wir fahren rüber in unseren Garten!“ –

Eine Hand, flaumfederleicht und warm, faßte die meine, ein Antlitz, licht wie ein Stern, sah in meine erwachenden Augen, – weißblond wie die Kinder meiner ostdeutschen Heimat, fröhlich und blühend wie rheinisches Kind es ist.

Und als ich dem lachenden Kindermund antwortete und mich aufrichtete, wußte ich, daß ich die Meinen gesehen. Blut meines Blutes, dessen Namen erloschen ist in der neuen Heimat im Ostland, das nur noch in mir lebt – und das sich an Geliebtes, nie Vergessenes erinnerte und es suchen ging seit dem Tag, da ich zum erstenmal wieder mit Staunen gewahrte die Fluten des Rheinstroms –

(Aus: „Aus der Heimat“, S. 202)

Morgendämmerung

Der nasse Schnee krümelt durch den nebligen Märzorgen. Der Wind kommt stoßweise und schon mit einem ersten Frühlingshauch vom Hafen her über die Giebel der schmalen hohen Häuser. Immer, wenn er aussetzt, hört man das schwere schwingende Dröhnen der Domglocken, die härteren Glocken des Schloßturms klingen manchmal dazwischen. Durch die engen, glitschig feuchften Gassen kommen ein paar Frauchen, ein paar Konfirmanden mit Gesangbüchern – sonst ist alles sonntagsstill und verschlafen, hier und da sind noch die braunen und grünen Rouleaus vor den Fenstern, und an der offenen Ladentür von Koppke Blells Nachfolger steht gähnend der jüngste Lehrling und mault hinüber nach dem heut geschlossenen Seifenladen. Er möchte so gern hinüberlaufen in die Schuhgasse und die Brandstelle von heute nacht sehen. Fein war's, als die Schnarre rasselte und der Feuerruf durch die Gassen gellte und das Geschrei von Fenster zu Fenster und dann das Hufgeklapper der Feuerwehrgespanne, das Räderrollen und der rote Gleich der Fackeln mit dem wütenden Geklingel unten vorbeisauste! Ein ganzer Giebel mitsamt dem Trockenwolm ist abgebrannt, alles was auf dem Boden war an Betten und Wäsche – und er hat nicht hindürfen und zusehen. Kann bloß so aufschnappen, was die Aufwärterin von dem alten Herrn drüben beim Sirupkaufen sich mit der Köchin von Justizrats (zehn Blatt Gelatine, eine Zitrone – immer neumodisch und nobel –) erzählen. In dem Eckhaus gegenüber dem Feuer, die junge Frau soll vor Schreck gleich niedergekommen sein. Richtig, die dicke Tine, die so niederungsch spricht, ist auch heut gar nichts holen gekommen, ihre Frau muß wohl sehr krank sein. „Was wird denn aus so e Wurm?“ hat die Alte gesagt und den Sirup vom Schmeckfinger geleckt.

Ja, was wird draus? Vorläufig liegt es fest eingebündelt in kreuzweis geschnürte Wickelbänder unter einem hohen weichen Daunenzudeck in einem großen schneeweiß gestrichenen Korbwagen mit dunkelblauen Schnörkeln und dunkelblauen Gardinchen in der warmen Ecke zwischen dem großen Wäschespind aus Zuckerkistenholz und dem lilaglasierten Kachelofen, aus dessen Messingröhrentür es nach Fenchel- und Kamillentee duftet, und schläft den tiefen Druselschlaf des Neugeborenen. Gar nicht gestört von der Tatsache, daß es kein kleiner „Carl“ ist, wie man von ihm erwartete. Auch nicht bewegt von dem Schrecken der Hebamme über seine Winzigkeit, die ihm bei den Seinen nur nützte und einigermaßen den Nicht-Carl gutmachte. Denn sie sind in des Vaters Familie durch Generationen so auf die Welt – richtiger gesagt, nach Preußen – gekommen, über die Maßen klein und spindeldünn, ganz anders als die kugelrunden rosigen kleinen Landkinder in der kinderreichen Verwandtschaft der jungen Mutter, die viel zu müde ist, um sich über dies Untererdchen zu verwundern und es nach langen Krankheitswochen erst sehen wird, wenn es fett und behaglich auf dem Arm seiner braunen Amme sitzt.

Vorläufig betrachten es zwei alte Damen mit Wellenscheiteln, die alle fünf Minuten die blauen Gardinchen aufheben, aufs freundlichste lächelnd, wenn sie auch jedesmal dazu ein bißchen seufzen und leise sagen: „ein Mädchen“. Das heißt, die eine sagt es, die jüngere und immer noch zierliche und ganz sichtbar hübschere in dem tabakbraunen Taftkleid. Die andere sagt: „Na, wenn sie nur nicht auch Caroline heißen braucht!“ – und rührt gedankenvoll in der Kaffeetasche, die vor ihr auf dem breiten Fensterbrett steht. Der Kaffeeduft quillt durch die ganze Wohnung, er ist stärker als der Fenchel- und Kamillenduft, als der weichliche Geruch nach warmem Badewasser und Rosenseife, als ein deutlich spürbarer Geruch nach Karbol. Mit diesem kommt er aus der halbangelehnten Tür des Zwischenzimmers, wo Frau Neubauer im sanften Licht der blauen Glaslampe neben dem eschenen Bett der unruhig atmenden Wöchnerin in einem der roten Ripssessel aus der guten Stube sitzt und aus der großen Bunzlauer Kanne, die auf dem Rokototischchen neben ihr steht, sich immer wieder einschenkt. Aber man merkt, daß dieser Kaffee, so prima die Sorte, für Frau Neubauer keinen reinen Genuß bedeutet, sie gießt in Gedanken noch zu, als der blau und gelb gewürfelte Krug halbvoll ist. Sie seufzt und schüttelt den Kopf – sie hat ein gutes großes Muttergesicht mit sonderbar hellen ernsthaften Augen –, und dann nimmt sie die Kaffeekanne und eine braune Schale, in der auf einem Frieslappen Eisstückchen schmelzen, und steht sehr leise auf.

Als sie lautlos auf ihren Filzschuhen durch die Wohnstube kommt, nicken ihr die beiden alten Damen zu. „Na, wir werden uns hier noch öfters sehen“, sagt die ältere vergnügt. Sie hält grade eine Strähne weißer Wolle auf den zierlichen beweglichen Händen, und die Schwester wickelt mit höchster Gewandtheit ein kunstreiches Knäul. Auch sie lächelt ein bißchen und blickt über die Brille nach der Hebamme. Die bleibt unhöflich ernst. „Wie Liebes Gottchen will“, antwortet ihre immer müde leise Stimme. Sie geht in das nächste Zimmer, das kleine Kontor des Hausherrn. Er sitzt am weitausgezogenen Sekretär und schreibt. Die Feder in dem Korkhalter gleitet mit leisem Kreischen über das blanke Papier mit dem Firmendruck. Schrägauf fliegen die engen Zeilen vor Freude. Die Neubauer sieht einen Augenblick lang zu. Er hat sie nicht gehört. Sehr grau ist sein dichtes lockiges Haar in dem kalten Morgenlicht. Sehr grau schimmert schon der dunkle Kaiser-Wilhelm-Bart. Er lächelt still vor sich hin. Das Lächeln und die rasche Art wie er sich umwendet, als nach eiligem Klopfen die niedrungische Tine in der

andern Tür erscheint, und der warme Aufblick der sonderbar strahlenden braunen Augen, die gerade wie die grauen Augen seiner Schwester über die Stahlbrille herübersehen, alles hat bei dem breitschultrigen älteren Mann etwas Reines, Kindliches und Lebhaft-Heiteres. Süddeutsch, würde die Neubauer denken oder südlich, wenn ihr das ein Begriff wäre. So blickt sie nur nach ihm hin mit ihrem durchdringenden Mutterblick und nickt ganz leise. Er sieht es nicht, und die von Überwachtheit und Herdfeuer hochrote Tine auch nicht, als sie jetzt mit vergnügtem Grienien sagt: „De Prachersch. Beide.“

„So, so.“ Er lacht, ein ganz leises, wunderbar behagliches und ansteckendes Lachen und steht auf. Umständlich schließt er oben im Sekretär das Geldfach auf und nimmt aus dem grünen Drahtkörbchen zwei blanke Taler. Er schließt ebenso sorgfältig ab, schiebt den Stuhl genau an den Sekretär, spritzt die Feder aus, will sie an der Innenseite der Jacke auswischen, besinnt sich, daß es der lange Sonntagsrock ist, sucht nach dem ledernen Tintenwischer, legt die sorgfältig gereinigte Feder genau zwischen den spitzen Faberstift und den Blaustift quer vor den Löscher, macht noch in dem Doppelfenster die Winterraute auf, ergreift sein ungewöhnlich großes, blendend weißes Taschentuch, das bisher auf dem Fensterbrett neben einem aufgeschlagenen Band „Boz, Klein-Dorrit“ lag, und ist nun bereit, den beiden, der Neubauer und der Tine, die geduldig der Abwicklung dieser Hausordnung zusehen, voran in die Küche zu gehen, deren Tür die Tine schon aufklinkt.

Es ist eine der alten schmalen stockdüstern Küchen, die von der steilen Treppe nur durch eine wacklige Glastür getrennt ist, durch deren bunte geschliffene Scheiben man draußen schon das Flackern des Feuers unter dem tiefen Herdmantel, das Blinken der Messingkessel auf seinem Rand und das warme Licht des kleinen Lämpchens mit dem Blechschild sieht, das links an dem weitvorspringenden Schlotpfeiler hängt. Unter dem Lämpchen steht der weißgescheuerte große Küchentisch, und an ihm sitzen die beiden Hauspracher, die zu jedem Sonntagmorgen nach dem Monatsersten gehören – die christliche und der jüdische.

Die christliche, die Großsche, ein mageres Gespenstchen, unter dessen schwarzem gestricktem Kopftuch zwei unruhige vergißmeinnichtblaue Augen schlau und schnell herumflitzen, um sich plötzlich blöde zu stellen und zu schließen als ob sie wunder wie erschöpft ist, mummelt eben an einem Laibkuchen, dessen Zuckerguß sie erst mit der spitzen Nase genau beschnüffelt hat. Es riecht nach Rosenwasser, „von Popp“, sagt sie zufrieden. Aber dann knurrt sie: „eigentlich müßt Fladen sein!“ Aber dann stippt sie den Kuchen tief in den Kaffeetopf, in den sie sich noch ordentlich Schmand aus dem Ringeltopf gegossen hat, als die Tine im Kontor war. Mit brauner Muskebade hat sie sich schon vorher reichlich aus der Steingutkruke versorgt. Ihr Gegenüber – sie sitzt auf der Bank vor dem braungeblühten Vorhang, hinter dem die Besen hängen, der alte, weißbärtige Mann im geflickten Schafspelz auf dem hohen, weißfichtenen Leiterstuhl – hat ein großes Franzbrot in der braunen Gichthand und vor sich ein uraltes geschliffenes Bierglas mit dünnem Tee, den er pustet und in kleinen Schlückchen schlürft. Er steht auf und verbeugt sich nicht ohne Würde, als der Hausherr zu ihnen tritt. Die Großsche stützt sich bloß auf die Tischkante und stöhnt, als ob Aufrichten über ihre Kraft ginge. Ihre Lider klappen herunter, sie hat schon die Taler in der kleinen, zartfingrigen Hand blinken gesehen. „Ich habe gehört“, sagt der Greis, er spricht langsam, ein wenig singend, mit einem tiefen Ch-Laut, „heute nacht“ – seine großen, von hohem Alter aus-

geblichenen Augen sehen in das warme, fröhliche, schöne Gesicht über ihm, forschend, väterlich fast, fragt er mit ganz leisem Zögern: „Ein Sohn?“

Einen kleinen Augenblick lang ist es still. Der Märzwind stößt heulend in den Schlot, Funken stieben aus der Herdtür, der Dampf wirbelt zischend aus der Tülle des zinnernen Teekessels. Dann sagt der Hausherr langsam: „Ein Mädchen.“

„Ich gratuliere dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau und die junge Tochter und wünsche von ganzem Herzen!“ Die Großschemeleiert mit größter Eile ihren Glückwunsch. Ihre Augen saugen sich an der Hand mit dem Taler fest. Na endlich. Sie drückt die dünnen Hühnerpfoten zärtlich um das Geld und steckt es schnell in die große Hängetasche unter der Blaudruckschürze. Ihren Spruch betet sie nicht weiter her, sondern wendet sich ihrem Kaffee zu, nachdem sie Tine durch Augenblinzeln und Schniefen darauf aufmerksam gemacht hat, daß die ihr nachgießt. Sie sieht der Hebamme zu, die überm Spüleimer die Schüssel reinigt, ist aber so mit wandernden Äugelchen eifrig dabei, den beiden Männern zuzuhören. Der Alte streicht den Bart. Er hat auch schon seinen Taler und hat ihn ruhig mit einem leisen „Massel Tow“ in die Brusttasche des Pelzes getan. Nun sagt er langsam, und seine Augen blicken über den funkelden Kessel in das Rußdunkel des Herdmantels und sein verwittertes Gesicht wird still, groß und friedevoll, weise wie das der alten Frau, die gerade die braune irdene Schüssel aus der Wasser- tonne in der Ecke füllt und ihn aufmerksam anblickt, – „Eine Tochter kann viel Freude machen“, sagte er. „Und ein Sohn viel Kummer.“ Sein Haupt sinkt auf die Brust. Dann schüttelt er sich als ob ihn friert, wie es sehr alte Leute nach einem kurzen Schlaf tun, neigt sich noch einmal, greift nach seinen Stock und ist auf einmal fort. Nur die Glastür klirrt noch ein bißchen.

Der Tine ist es ungemütlich: „Ei, was unser Puppche all gekriegt hat!“ schreit sie mit ihrer heisren Stimme. „E Ballstrauß!“ Und sie zeigt auf dem Küchenbort einen schon recht welken Strauß mit festgedrahteten Rosen und Parmaveilchen in runder, weißer Papiermanschette. „Den hat die jnädje Frau Fast dem Herrn jejeben für unsre kleine Marjell – se tanzten jrad dem Kotillon, wie er nach Eis lief!“ „Erbarmung!“ meint die Großschemeleiert und fischt nochmal ordentlich mit dem Lindenholzlöffel in der Muskebadekruke, denn der Herr steht schon an der Tür und flüstert nur mit der Neubauer, die sich von Tine kleine Tücher geben läßt und sie zu Kompressen faltet. „Erbarmung! Bei Feuerlärm gekommen un so e Heemske und denn noch e Strauß wie fürm Sarg – na wenn das leben bleibt –.“

Die Neubauer ist wieder in die Wohnstube gegangen und die jüngere Tante schlägt Machen auf zu einem warmen Jäckchen, und die ältere probiert mit einem langen Wollfaden, ob sie noch „abheben“ kann wie vor sechzig Jahren in der Ecole am Schiefen Berg und murmelt: „Bis sie mit der Nase auf den Tisch reicht – nur solange noch!“ Nebenan der Hausherr steht am Fenster im Kontor. Er sieht durch die offene Winter- raute nach den zerrissenen Wolken drüben über dem hohen Giebel, über dem ausgebrannten Nebenhaus mit den schwarzverkohlten Balken, den leeren, zersprungenen Fenstern. Ein paar feuchte Flocken wirbeln herein, zergehen auf seiner Stirn. Das Morgengeläut im Dom klingt sachte aus. Ein tiefer Glockenklang dröhnt zitternd wie sommerlicher Hummelsang nach. Er wartet ob noch einer kommt.

Nein, es war der allerletzte.
Und er schließt das Fenster.

(Aus: „Aus der Heimat“, S. 10)

Zeittafel aus „Gedichte und Prosa“ 1977, S. 291

- 1879 Agnes Miegel am 9. März in Königsberg geboren. Die Eltern, der Kaufmann Gustav Adolf Miegel und Helene M., geb. Hofer, entstammen beide ostpreussischen Familien
- 1894 15jährig nach Weimar ins Pensionat Koch, um an dieser klassischen Stätte sich weiterzubilden
- 1896 Erstes Honorar für ein Gedicht, „Elfkönig“
- 1897 A. M. sendet einige Gedichte an den Schriftsteller Carl Busse, der Börries von Münchhausen, den bekannten Balladendichter, auf die junge Schriftstellerin aufmerksam macht
- 1898 Für ein Vierteljahr nach Paris in Begleitung der Schulfreundin Lise. Auf der Rückreise Station in Berlin und erstes Treffen mit Börries von Münchhausen
- 1900 Zur Ausbildung als Säuglingsschwester im Kaiserin-Friedrich-Krankenhaus nach Berlin
- 1901 Beginn einer lebenslangen Freundschaft mit Lulu von Strauß und Torney, der 6 Jahre älteren Balladendichterin. Beider Gedichte erscheinen im Göttinger Musenalmanach. Erster Gedichtband im Verlag Cotta, Stuttgart, mit dem Titel „Gedichte“. Nach bestandenen Schwesterexamen wegen angegriffener Gesundheit zurück nach Königsberg
- 1902 Erste Dichterlesung in Königsberg. Herbe Kritik. Vom September bis April 1904 als Erzieherin in einem Internat in Clifton, England. Hier entstehen u. a. Die Nibelungen, Marie Antoinette, La furieuse, die 1905 im Göttinger Musenalmanach erscheinen
- 1904 Nach Berlin zur Ausbildung als Lehrerin. Auf Grund der englischen Erfahrungen hat sich A. M. zu diesem Beruf entschlossen
- 1905 Wegen Krankheit Abbruch der Seminarzeit. Rückkehr nach Königsberg. Später nach Geiselgasteig, um durch praktische ländliche Arbeit zu gesunden. Häufige Besuche in München
- 1906 Nach Hause zurückgerufen. Die Mutter, nervlich schwer erkrankt, lebt fortan in einer Heil- und Pflegeanstalt. Agnes muß die Haushaltsführung und die Betreuung des gealterten Vaters übernehmen; viele finanzielle Sorgen
- 1907 Zweites Buch „Balladen und Lieder“ im Verlag Eugen Diederichs, die ihren literarischen Ruhm begründen
- 1911 Literaturpreis des Schillerbundes. Fahrt nach Italien mit der Freundin Elisabeth Wiehler
- 1912 Bekanntschaft mit Ina Seidel und deren Mann, dem Pfarrer Heinrich Seidel, bei einer Dichterlesung von A. M. in Berlin
- 1916 A. M. erhält den Kleistpreis gemeinsam mit Heinrich Lersch
- 1917 Der 79jährige Vater stirbt. Nach vielen Jahren der Pflege ist A. M. wieder frei von Haushalts- und Familienpflichten

- 1919 A. M. nimmt die junge Elise Schmidt bei sich auf, die 47 Jahre lang ihren Haushalt führt. Sie wurde später von A. M. adoptiert
- 1920 „Gedichte und Spiele“. Eugen Diederichs. A. M. wird Mitarbeiterin an der „Ostpreußischen Zeitung“. Beiträge über Ausstellungen, Theater, Bücher, Mode, die Serie „Spaziergänge einer Ostpreußin“
- 1924 Bei der Feier zum 200. Geburtstag von Immanuel Kant erhält A. M. den Doktor h.c. der Albertina (Universität der Stadt Königsberg)
- 1926 Als freie Mitarbeiterin zur „Königsberger Allgemeinen Zeitung“. Erster Prosa-Band „Geschichten aus Altpreußen“ mit der starken Erzählung „Die Fahrt der sieben Ordensbrüder“
- 1927 „Gesammelte Gedichte“. Eugen Diederichs
- 1929 50. Geburtstag mit vielen Ehrungen. „Ich fange an in meiner Heimat als Dichter populär zu werden“ (A. M.)
- 1932 Gedichtband „Herbstgesang“. Eugen Diederichs. Erzählband „Der Vater“. Eckart Verlag
- 1933 Mitglied in der umgruppierten Sektion Dichtkunst der Preuß. Akademie der Künste
- 1934 Erzählband „Gang in die Dämmerung“
- 1939 Ehrenbürgerrecht der Stadt Königsberg
- 1940 Verleihung des Goethepreises der Stadt Frankfurt. Gedichtband „Ostland“. Erzählband „Im Ostwind“. Eugen Diederichs. Erzählband „Wunderbares Weben“. Langen/Müller
- 1945 Aufbruch aus dem zerstörten Königsberg am 27. Februar. Ankunft in Kopenhagen 14. März. Aufnahme im Flüchtlingslager Oxböl 30. Mai
- 1946 Aufnahme im bereits überfüllten Schloß Apelern der Familie Münchhausen
- 1948 Übersiedlung nach Bad Nenndorf
- 1949 Erzählband „Die Blume der Götter“. Eugen Diederichs. Gedichtband „Du aber bleibst in mir“. Seifert, Hameln
- 1952–
- 1965 Gesammelte Werke in 7 Bänden. Eugen Diederichs
- 1953 Nach schweren Zeiten und vielen Anfeindungen eigene Wohnung in Bad Nenndorf, gemeinsam mit Elise Schmidt-Miegel und Heimgart von Hingst
- 1954 Ehrenbürgerin der Stadt Nenndorf
- 1959 Literaturpreis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste
- 1962 Westpreußischer Literaturpreis
- 1964 Große Feier des 85. Geburtstages im Nenndorfer Kurhaus. Am 26. Oktober im Krankenhaus von Bad Salzuflen verstorben. Begräbnis in Bad Nenndorf unter Teilnahme von über tausend Menschen

Bibliographie aus „Agnes Miegel – ihr Leben und ihre Dichtung“, Anni Piorreck, S. 295

- 1901 Gedichte. Cotta
- 1907 Balladen und Lieder. Eugen Diederichs
- 1920 Gedichte und Spiele. Eugen Diederichs
- 1926 Geschichten aus Altpreußen. Eugen Diederichs
- 1926 Die schöne Malone, Erzählungen. Eichblatt
- 1927 Gesammelte Gedichte. Eugen Diederichs
- 1928 Die Auferstehung des Cyriakus, Erzählungen. Eichblatt
- 1930 Kinderland, Erzählungen. Eichblatt
- 1931 Dorothee, Erzählungen. Gräfe und Unzer
- 1932 Der Vater, Erzählungen. Eckhart
- 1932 Herbstgesang, Gedichte. Eugen Diederichs
- 1933 Weihnachtsspiel. Gräfe und Unzer
- 1933 Kirchen im Ordensland, Gedichte. Gräfe und Unzer
- 1934 Gang in die Dämmerung, Erzählungen. Eugen Diederichs
- 1935 Das alte und das neue Königsberg. Gräfe und Unzer
- 1936 Unter hellem Himmel, Erzählungen. Eugen Diederichs
- 1936 Kathrinchen kommt nach Hause, Erzählungen. Eichblatt
- 1936 Noras Schicksal, Erzählungen. Gräfe und Unzer
- 1937 Das Bernsteinherz, Erzählungen. Reclam
- 1937 Audhumla, Erzählungen. Gräfe und Unzer
- 1938 Und die geduldige Demut der treuesten Freunde, Versdichtung. Bücher der Rose, Langewiesche-Brandt
- 1938 Viktoria, Gedicht und Erzählung. Gesellschaft der Freunde der deutschen Bücherei
- 1939 Frühe Gesichte (Neuausgabe der Gedichte von 1901). Cotta
- 1939 Herbstabend, Erzählung. Privatdruck, Eisenach
- 1940 Ostland, Gedichte. Eugen Diederichs
- 1940 Im Ostwind, Erzählungen. Eugen Diederichs
- 1940 Ordensdome, Gedichte. Gräfe und Unzer
- 1940 Wunderliches Weben, Erzählungen. Langen und Müller
- 1944 Mein Bernsteinland und meine Stadt, Versdichtung. Gräfe und Unzer
- 1949 Du aber bleibst in mir, Gedichte. Seifert
- 1949 Die Blume der Götter, Erzählungen. Eugen Diederichs

- 1951 Der Federball, Erzählungen. Eugen Diederichs
- 1951 Die Meinen, Erzählungen. Eugen Diederichs
- 1958 Truso, Erzählungen. Eugen Diederichs
- 1959 Mein Weihnachtbuch, Gedichte und Erzählungen. Eugen Diederichs
- 1962 Heimkehr, Erzählungen. Eugen Diederichs
- 1952–
- 1955 Gesammelte Werke in sechs Bänden. Eugen Diederichs
- 1965 Gesammelte Werke Band VII. Eugen Diederichs
- 1965 Gedichte, Erzählungen, Erinnerungen (Auswahlband). Eugen Diederichs
- 1977 Gedichte und Prosa. (Erweiterter Auswahlband). Eugen Diederichs
- 1978 Mein Weihnachtbuch. (Erweiterte Neuauflage). Eugen Diederichs
- 1979 Gedichte aus dem Nachlaß. Eugen Diederichs

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
In meinen späten Tagen	3
Mohrchen	16
Das war ein Frühling	22
Johanni	22
Heimweh (Ich hörte heute morgen . . .).	24
Aus dem Gedicht „Die Fähre“ (Von der Heimat gehn . . .).	35
Wagen an Wagen	42
Brief aus Oxböl 31. 8. 1946	46
Es war ein Land	48
Der Buchenwald	60
September	60
Meine Salzburger Ahnen	61
Zum Gedächtnis der Tiere	62
Herbstfahrt	63
Kleines Gespräch	64
Mein Rhein	66
Morgendämmerung	69

BILDNACHWEIS

- Seite 6 Die kleine dreieinhalbjährige Agnes. Agnes-Miegel-Archiv, Bad Nenndorf.
- Seite 7 Agnes Miegel fünf Jahre alt 1884. Agnes-Miegel-Archiv, Bad Nenndorf.
- Seite 8 Königsberger Schloß. Fotoarchiv Landsmannschaft Ostpreußen.
- Seite 9 Königsberg, Schloßkirche und Schloßhof. Fotoarchiv Landsmannschaft Ostpreußen.
- Seite 10 Königsberg, Dominsel. Fotoarchiv Landsmannschaft Ostpreußen.
- Seite 11 Königsberg, am Blauen Turm und Dom. Fotoarchiv Landsmannschaft Ostpreußen.
- Seite 14 In der Pension Koch in Weimar 1894/95. Agnes-Miegel-Archiv, Bad Nenndorf.
- Seite 15 Agnes Miegel mit Mohrchen. Agnes-Miegel-Archiv, Bad Nenndorf.
- Seite 20 Königsberg, Februar 1897. Agnes-Miegel-Archiv, Bad Nenndorf.
- Seite 21 Berlin 1899. Agnes-Miegel-Archiv, Bad Nenndorf.
- Seite 23 Clifton bei Bristol 1902. Agnes-Miegel-Archiv, Bad Nenndorf.
- Seite 25 Königsberg 1902. Agnes-Miegel-Archiv, Bad Nenndorf.
- Seite 26 Königsberg. Agnes-Miegel-Archiv, Bad Nenndorf.
- Seite 28 Agnes Miegel 1906, Geiseltasteig als „Maid“. Agnes-Miegel-Archiv, Bad Nenndorf.
- Seite 29 Der Vater Gustav Adolf Miegel. Agnes-Miegel-Archiv, Bad Nenndorf.
Titelbild. Zeichnung von Prof. Heinrich Wolff. Königsberg 1915.
- Seite 31 Königsberg 1925. Agnes-Miegel-Archiv, Bad Nenndorf.
- Seite 32 Agnes Miegel im Profil. Agnes-Miegel-Archiv, Bad Nenndorf.
- Seite 33 1929 Königsberg, Agnes Miegel an ihrem Schreibtisch. Agnes-Miegel-Archiv, Bad Nenndorf.
- Seite 34 Königsberg 1944. Liselotte Strelow, München.
- Seite 35 Schriftprobe. Agnes-Miegel-Archiv, Bad Nenndorf.
- Seite 36 1944 am Schreibtisch. Agnes-Miegel-Archiv, Bad Nenndorf.
- Seite 44/
- Seite 45 Oxböl 1945/46. Agnes-Miegel-Archiv, Bad Nenndorf.
- Seite 47 Schriftprobe „Es war ein Land“, 1949. Agnes-Miegel-Archiv, Bad Nenndorf.
- Seite 50 Bad Nenndorf 1952. Foto-Lehmann, Bad Nenndorf.
- Seite 52 85. Geburtstag von Agnes Miegel. Festversammlung. Foto-Lehmann, Bad Nenndorf.
- Seite 53 Gratulation nach der Feier. Foto-Lehmann, Bad Nenndorf.
- Seite 54 Agnes Miegel mit ihren beiden Getreuen. Dr. Hans Gerspacher, Karlsruhe.
- Seite 55 Letzte Ruhestätte von Agnes Miegel, Friedhof in Bad Nenndorf.
Foto-Lehmann, Bad Nenndorf.
- Seite 56 Das Haus, das heute Gedenkstätte ist. Foto-Lehmann, Bad Nenndorf.